



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

VIII. Mitgliedschaft in wissenschaftlichen, geselligen und gemeinnützigen Vereinen. Außeramtliche Tätigkeit. Kongreßreisen. In Königsberg, Breslau und Straßburg. - Deutsche Anthropologische ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

und Ordnung und einen so bestimmten Charakter besaß, wie v. Auwers. Die Akademie wird nicht leicht wieder einen Sekretar bekommen, der ihre Interessen so gut wahrnimmt, wie es v. Auwers bei seinem eminenten Verwaltungstalent zu tun imstande war. Er konnte sich freilich, da er als Astronom der Akademie keine weiteren Verpflichtungen hatte, ganz unserer Körperschaft widmen, was er denn auch tat. Auwers war bekannt durch seine Wortkargheit; er wußte aber in knapper Form viel zu sagen. Es gereichte mir zu hoher Befriedigung, daß ich das Vertrauen und, ich darf auch sagen, die Zuneigung dieses Mannes genoß. Viel zu früh hat der Tod ihn hingenommen; es vergeht kaum ein Tag, ohne daß ich seiner gedenke. —

VIII. Kapitel.

Mitgliedschaft in wissenschaftlichen, gemeinnützlichen und geselligen Vereinen. Außeramtliche Tätigkeit. Kongreßreisen.

Insbesondere: Deutsche Anthropologische Gesellschaft, Anatomische Gesellschaft und Internationale medizinische Kongresse.

In Königsberg trat ich der seit langem bestehenden Gesellschaft für Heilkunde und der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft bei und bin auch deren Mitglied geblieben. In Breslau wurde ich Mitglied der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur und dreier geselliger Vereinigungen, einer turnerischen, die sich „Alte Herren-Riege“ nannte, einer Kegler-Gesellschaft und dem Verein der „Fabier“. In der Alten Herren-Riege waren sehr eifrige Mitglieder der schon bejahrte Philologe Haase und der Mathematiker Schröter, mit dem ein freundschaftliches Verhältnis zustande kam. Die Fabier waren eine Ärzte-Gesellschaft; sie hatten sich ihren Namen gewählt von der Sitte, daß der alljährlich neu zu wählende Präsident, der den Namen Fabius I., II. usw. führte; durch eine in einen Kuchen eingebackene Bohne bestimmt wurde. Am Stiftungsfeste wurde dieser Kuchen in so viele Stücke zerteilt, als Mitglieder anwesend waren; dasjenige Mitglied, in dessen Stück sich die Bohne fand, wurde der neue Fabius. Viel Heiterkeit erregte uns öfters eines der Mitglieder, ein älterer Herr, der, nachdem er eine Flasche Wein ge-

leert hatte, nun anfang, sich halbe Flaschen zu bestellen; wenn man ihn aber aufforderte, sich doch noch eine volle Flasche zu gönnen, dies stets ablehnte mit der Begründung, das sei zuviel; dabei trank er aber meist noch drei bis vier halbe Flaschen. Wir waren nur eine mäßige Zahl Mitglieder, etwa ein Dutzend, kamen aber sehr regelmäßig monatlich zweimal zusammen und lernten uns dadurch recht gut kennen. Der bekannte schlesische Dichter Holtei war uns gut befreundet und hat einige Male in unserem Kreise aus seinen Werken vorgelesen.

In Straßburg gründeten wir bald den Naturwissenschaftlich-medizinischen Verein, der eine rege wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete. Zwei der Sitzungen dieses Vereins sind mir besonders bemerkenswert geblieben. In der einen wurde der Phonograph und das Telephon zum ersten Male gezeigt. Ich wurde ausgewählt, um mich in dem Phonographen zu verewigen; ich sang das Volkslied: „Sah' ein Knab' ein Röslein stehn“ hinein. Nach Vorstellung des Telephons, durch welches wir ein Zimmer des Oberstockes mit unserem Sitzungszimmer verbunden hatten, sagte ich, ganz erfüllt von dieser Leistung, das sei ja ein großartiger Fortschritt, dessen Tragweite man kaum ermessen könne. Darauf bemerkte der Physiker Kundt, das sei wohl von mir überschätzt, ich sei ja aber als Sanguiniker bekannt. — Als die Mitteilungen über die karyokinetischen Kernteilungen (14) bekannt wurden, hielt ich darüber im Vereine einen Vortrag, in welchem ich gleichfalls auf die hohe Bedeutung dieser Entdeckungen hinwies. Da war es der berühmte Botaniker de Bary, der etwas Wasser in meinen Wein goß. Die weitere Entwicklung beider Dinge hat aber meiner Auffassung Recht gegeben.

Als gesellige Vereinigung diente uns ein aus Universitätskreisen begründeter Kegelklub, von dem bereits beim Kapitel „Straßburg“ die Rede war.

In Berlin gaben die Größe der Stadt, die vielen dort bestehenden wissenschaftlichen Anstalten und die mannigfachen Beziehungen, in die man, ohne daß man gerade darnach strebte, hineingezogen wurde, ausgiebige Gelegenheit zu einem wissenschaftlichen und geselligen Vereinsleben. Leider blieb keine Zeit übrig, das von mir sehr gern betriebene Kegelspiel fortzusetzen, welches ich bereits seit Königsberg, 1862, also 21 Jahre lang, eifrig betrieben hatte.

Von wissenschaftlichen Gesellschaften wählten mich die Große Berliner Medizinische Gesellschaft, der Verein für Innere Medizin, die Freie Vereinigung der Chirurgen Berlins, die Geburtshilflich-gynäkologische Gesellschaft, die Laryngologische Gesellschaft, die Zahnärztliche Gesellschaft, die Gesellschaft für Erdkunde, die Physiologische Gesellschaft und die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zum Mitgliede. Ferner wurde ich Mitglied der Militärärztlichen Gesellschaft, und, wie schon angegeben, des bei der Kaiser Wilhelm-Akademie begründeten Wissenschaftlichen Senates. In fast allen diesen Vereinigungen habe ich Vorträge gehalten; am meisten in der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, in deren Vorstand ich auch hineingewählt wurde. Sie war und ist eines der bedeutendsten Glieder der großen Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Die Jahresversammlungen und die internationalen Versammlungen dieser äußerst tätigen und namentlich unter Rudolf Virchows Leitung sich rasch entwickelnden Vereinigung gehören mit zu den interessantesten und belehrendsten Erlebnissen, die mir geboten worden sind. Gern lasse ich bei dieser Niederschrift die einzelnen Jahresversammlungen in meinem Erinnerungsfelde vorüberziehen. Falls diese Zeilen dem einen oder dem anderen der damaligen Teilnehmer unter die Augen kommen, mögen und werden sie ihm gleichfalls angenehme Erinnerungen wecken. Verdient um die Gründung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, wie sie kurz bezeichnet sein mag, ist der Weltreisende und Ethnograph Adolf Bastian, aber als Hauptgründer ist Rudolf Virchow zu bezeichnen.

Auf der Ärzte- und Naturforscher-Versammlung in Innsbruck, im Jahre 1869, wurde von Karl Vogt und R. Virchow eine besondere Sektion für die gesamte Anthropologie eingerichtet und durch einen Aufruf die Gründung von anthropologischen Ortsvereinen in ganz Deutschland angeregt, der auch — es war tatsächlich ein Bedürfnis — vollen Erfolg hatte. Virchow brachte noch im selben Jahre die genannte Berliner Gesellschaft zustande; sie hielt am 11. Dezember 1869 ihre erste Sitzung ab, feierte also in den Jahrestagen, an welchen ich diese Zeilen niederschreibe, Anfang Dezember 1919, ihr 50. Jahresfest. Ich wohnte der Feier bei; sie war recht geeignet, die großen Störungen, welche der Weltkrieg im wissenschaft-

lichen Verkehr angerichtet hat, zu zeigen. Die Festsitzung fand in dem gewöhnlichen Versammlungsorte der Gesellschaft, im Museum für Völkerkunde, statt. Die bekränzte Büste Adolf Bastians und das bekränzte Bildnis Rudolf Virchows schauten auf uns herab. Die drei noch lebenden Mitglieder aus dem Gründungsjahr 1869, Professor Dr. Gustav Fritsch, Geh. Sanitätsrat Dr. Kroner und Professor Dr. Schütz, wohnten auf Ehrenplätzen der Sitzung bei. Professor Schuchhardt, derzeitiger erster Vorsitzender, hielt die Festansprache und darauf einen wissenschaftlichen Vortrag über die Ergebnisse seiner Untersuchungen an Ringwällen. Dann folgte die Verlesung der Glückwunsch-Kundgebungen und die Bekanntmachung der Ehrenerweisungen. Damit schloß die in schlichter, aber würdigster Weise verlaufene Feier. Ich will nicht beklagen, daß kein Festmahl, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, folgte. Unter anderer politischer Lage unseres Vaterlandes hätte es nicht gefehlt und hätte auch nicht fehlen dürfen. Aber ein wehmütiges Empfinden konnten wir doch nicht unterdrücken darüber, daß kaum ein Mitglied einer der anderen zur Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gehörigen Vereine anwesend war wegen der Verkehrsschwierigkeiten und der enormen Teuerung aller Lebensmittel, die jetzt schwer auf uns lastet. Die Festsitzung war reichlich besucht, aber fast nur von Berlinern und aus Berlins nächster Umgebung. Und eben so traurig stimmte, daß unter den von außen angelangten Glückwünschen zwar eine reiche Zahl aus Deutschland und die der befreundeten Wiener Anthropologischen Gesellschaft sich befanden, aber aus dem übrigen Auslande nur zwei aus Schweden. Die Gesellschaft begrüßte warm diese Kundgebungen unserer nordländischen Freunde. Wie ganz anders wäre der Besuch von Gästen aus ganz Deutschland und aus dem Auslande gewesen und wieviele Glückwünsche und Grüße wären uns unter anderen Verhältnissen aus dem Auslande zugekommen!

Die große deutsche Anthropologische Gesellschaft, der ich seit ihrer Gründung angehörte, beging im Jahre 1894 im Verein mit der österreichischen Schwestergesellschaft das Fest ihres 25 jährigen Bestehens in Innsbruck, an demselben Orte, wo sie 1869 entstanden war. Ich wohnte dieser Festversammlung bei, wie ich denn seit 1883, dem Jahre meiner Übersiedelung nach Berlin, fast allen Jahres-

versammlungen dieser deutschen Anthropologen-Gesellschaft beige- gewohnt hatte. An den Sitzungen der Berliner Gesellschaft habe ich bis zu meinem höheren Alter gleichfalls ziemlich regelmäßig teil- genommen. 1883 tagte die deutsche Gesellschaft in Trier, 1884 in Breslau, 1885 in Karlsruhe, 1887 in Nürnberg, 1888 in Bonn, 1889 in Wien und in Budapest, 1890 zu Münster in Westfalen, 1891 in Danzig und Königsberg i. Pr., 1892 in Ulm, 1893 in Hannover, 1894 wie bemerkt, in Innsbruck, 1895 in Kassel, 1896 in Speier, 1897 in Lübeck, 1898 in Braunschweig, 1899 in Lindau, 1900 in Halle a. S., 1901 in Metz, 1902 in Dortmund, 1903 in Worms, 1904 in Greifswald, 1906 in Görlitz, 1907 in Straßburg i. Els., 1908 in Frankfurt a. M., 1909 in Posen; auch nahm ich in demselben Jahre an der Anthropologen-Versammlung in Paris teil; 1910 tagten wir in Köln und 1911 in Heilbronn. Aus den Jahren 1896, 1912 und 1913 besitze ich keine Aufzeichnungen; seitdem sind die Versammlungen durch den Weltkrieg unterbrochen. In den hier nicht aufgeführten Jahren nahm ich an den Versamm- lungen nicht teil.

Man ersieht aus dieser Aufzählung, daß man tunlichst bemüht war, einen planmäßigen Wechsel der Örtlichkeiten zwischen Ost- und West-, Nord- und Süddeutschland eintreten zu lassen und daß Österreich-Ungarn mit eingerechnet wurde. Man ersieht ferner daraus, daß es kein besseres Mittel gab, Deutschland, das Heimat- land, kennen zu lernen, als die Teilnahme an diesen Versammlungen, die gewöhnlich drei Tage dauerten und bei denen nicht nur die Sehenswürdigkeiten der Tagungsorte selbst, sondern auch die der näheren und entfernteren Umgebung unter sachkundiger und orts- kundiger Führung in Augenschein genommen wurden. Wenn auch das anthropologische, ethnologische und prähistorische Interesse da- bei im Vordergrund stand, so wurden doch die anderen wichtigen Sehenswürdigkeiten in nationalökonomischer, geographischer und kunsthistorischer Beziehung nicht vernachlässigt; auch angenehme Geselligkeit kam zu ihrem Recht, viele mir wert gebliebene persö- nliche Bekanntschaften habe ich dabei anknüpfen können.

Rudolf Virchow war sozusagen die Seele dieser Versammlungen; sah man ihn mit dem Generalsekretär Johannes Ranke und dem Schatzmeister, dem Papa Weismann, wie wir ihn gern nannten,

am Vorstandstische sitzen, so waren alle zufrieden und überzeugt, daß die Tagung gut verlaufen werde. Später kam noch die sympathische Erscheinung des österreichischen Freiherrn v. Andrian-Werburg hinzu. Virchow war es vergönnt, über ein Menschenalter der Spiritus rector der Anthropologischen Gesellschaft und ihrer Versammlungen zu sein und man mußte sich sagen, er war nirgends lieber als in seiner Schöpfung, der Anthropologischen Gesellschaft. Und wer Rudolf Virchow als Menschen kennen lernen wollte, der mußte ihn bei den Tagungen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft begleiten. Die anregendsten und schönsten Stunden sind es für mich gewesen, abends, nach getaner Arbeit nebst einigen wenigen Kollegen, die Virchow sich aussuchte, bei einem Glase Wein mit ihm zusammen zu sein. Da ging er aus sich heraus und zeigte sich auch als der gemütliche, aber stets geistreiche und anregende Plauderer, dem zuzuhören man nicht müde wurde, obwohl diese Nachsitzungen meist zu Nachtsitzungen wurden.

Vormittags fanden bei den Versammlungen die Vorträge und Demonstrationen statt, nachmittags die Besichtigungen, vor allem der einschlägigen Sammlungen, und Ausflüge in die Umgebung, je nach Lage der Dinge verbunden mit Ausgrabungen. Ein gemeinsames Mahl pflegte an einem der Tage alle Teilnehmer zu vereinigen, auch war für die Abende, jedoch zwanglos, ein Treffpunkt bestimmt, so daß bei dem nötigen Zusammenhalt doch der Freiheit des Einzelnen hinreichend Raum gelassen wurde.

Über die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Tagungen zu berichten, ist hier nicht der Platz; sie sind in der „Zeitschrift für Ethnologie“ niedergelegt. Dagegen mögen einige persönliche Erlebnisse angenehmer und bemerkenswerter Art, die sich meinem Gedächtnisse eingepägt haben, hier erwähnt sein.

1883 in Trier gab uns an einem Nachmittage die Stadt ein Gartenfest auf einer der Anhöhen an der Mosel, von wo man einen schönen Überblick über die Stadt und das Moseltal genoß. Man hatte auf einer kleinen Erhöhung ein ansehnliches Faß aufgestellt, in welchem angesichts der Teilnehmer eine Weinbowle kunstgerecht gemischt wurde. Dabei mußte der Küfer auf einer Trittleiter stehen, um über den Rand des Fasses hinauslangen zu können; man hatte es absichtlich so hoch gestellt, damit alle, auch die entfernter Sitzenden, sich

an dem Schankgeschäft erfreuen könnten. Ich kann nur sagen, daß der Küfer seine Aufgabe vorzüglich löste, gibt ja doch auch die Umgegend von Trier genug des köstlichen Rebensaftes her, wie er zu einer solchen erquickenden Mischung besonders geeignet ist. Ein kleines Gewitter konnte die frohe Stimmung nicht beeinträchtigen, und für das bißchen Wasser, welches es in unseren Wein träufelte, wurden wir reichlich entschädigt durch das wundervolle Schaustück eines herrlichen Regenbogens, der sich über die Mosel hinwegwölbte, meiner Erinnerung nach des schönsten, den ich gesehen habe.

Das wichtigste und dauernd beste Ergebnis der Trierer Tagung für mich war, daß ich in dem Sohne Rudolf Virchows, Dr. Hans Virchow, einen treuen, zuverlässigen wissenschaftlichen Gehilfen für meine in Berlin bevorstehende umfängliche Arbeit gewann, indem er auf meinen Vorschlag die Stelle eines zweiten Prosektors an der Berliner Anatomischen Anstalt übernahm. Ich hatte Hans Virchow in Straßburg, wo er in dem von mir geleiteten Institute mit einer anatomischen Arbeit sich beschäftigte, kennen und schätzen gelernt. Er ging dann als Assistent Köllikers nach Würzburg, von wo er, gemäß unseren Abmachungen in Trier, nach Berlin übersiedelte und mir 34 Jahre hindurch, bis zur Niederlegung meines Amtes, erst als zweiter, dann, nach Robert Hartmanns Tode, als erster Prosektor und als mein Stellvertreter im Direktorium der Anatomischen Anstalt der treueste und beste Helfer und Mitarbeiter war, ja, mehr als das! Auch unsere Familien traten in freundschaftliche Beziehungen.

Bei der Tagung in Breslau 1884 konnte ich dort alte, liebgewordene Erinnerungen wieder auffrischen, und in Karlsruhe 1885 hatte ich die Freude, mit meinem hochgeschätzten ehemaligen Breslauer Kollegen Ferdinand Römer und zweien meiner früheren Schüler, Militärärzten, einen Abend im „Krokodil“ in höchst angeregter Unterhaltung, die besonders Römer zu beleben wußte, zu verbringen; es war leider das letzte Zusammensein mit ihm.

Die Zusammenkunft in Nürnberg verschaffte mir und meiner Familie die Bekanntschaft mit diesem hohen Schatze unter den deutschen Städten. Ich trat von da aus meine Orientreise an, über die ich an anderer Stelle zu berichten haben werde. Bonn, 1888, stand unter der Führung Schaaffhausens und im Zeichen der

Neanderthaler-Funde, die ich dort zum ersten Male sah. Gern gedenke ich dabei auch einer abendlichen Rückfahrt von einem Ausfluge auf dem Rhein, wobei in allen Orten, die unser Dampfer berührte, Feuerwerke zu unseren Ehren abgebrannt wurden, von wunderbarer Wirkung an dem schönen ruhigen Abend in ihrer Widerspiegelung in dem dunkeln Rheinstrome.

Viel Belehrendes und Angenehmes brachte die nächste Tagung in Wien und Budapest mit dem Besuch der prähistorisch wichtigen Stätten von Deutsch-Altenberg, mit der eingehenden Besichtigung von Schloß und Park Schönbrunn und der Dampferfahrt auf der Donau von Wien nach Budapest. In sehr angenehmer Erinnerung ist mir ein Mittagmahl geblieben, zu welchem mich Rudolf Virchow hinzugezogen hatte, im Garten des bekannten Gasthofsbesitzers Sacher unter einem Prachtbaume im Freien; außer uns Beiden nahmen nur noch teil Graf Hans Wilczek, Graf Wurmbrand, Baron Mundy und der Admiral Sternecker. Gern erinnert man sich an ein Symposion, wie dieses es war, wo der geistige Genuß den leiblichen, den ich keineswegs unterschätzen will, noch weit überragte.

Auf meinen Vorschlag tagten wir 1890 zu Münster in Westfalen. Dort traf ich mit alten Freunden zusammen, mit Albert Kayser, meinem Göttinger und Greifswalder Studiengenossen, nunmehr wohlgesetztem Arzt in Wattenscheid an der Ruhr. Kayser lehrte mich das Münstersche Altbier schätzen, namentlich, wenn es mit einer Zugabe köstlichen westfälischen Schinkens in der blitzblanken Küche eines münsterländischen Altbierhauses am Herdfeuer genossen wird — auch ein Stück Ethnologie, vielleicht auch Prähistorie. — Ich wohnte dort bei meinem Freunde aus der Breslauer Zeit, dem Professor der Mathematik an der Theologisch-philosophischen Lehranstalt zu Münster, Paul Bachmann, von dem ich bereits berichtete. Gern erinnere ich mich auch an den Professor der Geologie und Mineralogie Hosius dort, der bei der Organisation der Versammlung besonders tätig gewesen war, sowie des Zoologen Professor Hermann Landois, Bruder meines Freundes, Professors der Physiologie, Leonard Landois in Greifswald, beides höchst originelle Köpfe. Im zoologischen Garten zu Münster fand eine gesellige Abend-Zusammenkunft statt, bei der ich in dem mir stets lieb und geläufig gebliebenen westfälischen Plattdeutsch einen Trinkspruch auf Hosius ausbrachte.

Ein sehr belehrender Ausflug führte uns in die Umgegend von Osna-brück, wo auch alte westfälische Bauernhöfe besichtigt wurden. Verfehlt wurde der Zweck dieses Besuches bei einem der am meisten charakteristischen Gehöfte dadurch, daß der Besitzer, als man ihm den Besuch der Anthropologen schon einige Monate vorher angekündigt hatte, glaubte, er müsse sein Haus zum würdigen Empfange möglichst modernisieren und damit manches von dem, was wir gerade sehen wollten, weggeschafft hatte.

Das folgende Jahr 1891 brachte uns eine der abwechslungsreichsten und interessantesten Versammlungen; für mich war sie besonders angenehm, als sie mir wieder Gelegenheit gab, zusammen mit meiner Frau und meinen Töchtern Ostpreußen und vor allem Königsberg zu besuchen, wo wir vor 25 Jahren unseren Lebensbund geschlossen hatten. Die Fahrt dahin ging über Danzig und Elbing, mit Besuch des mit Recht hochberühmten Deutsch-Ordensritterschlosses in Marienburg. In Königsberg nahm die Besichtigung der großen, schön geordneten Bernsteinsammlung, insbesondere der Bernstein-Einschlüsse, unter Führung des Dr. Klebs mein volles Interesse in Anspruch, ebenso wie die großen Bernsteinwerke der rühmlichst bekannten Firma Stantien & Becker in Palmnicken an der Ostsee. Nicht minder bemerkenswert ist mir ein Besuch der Stadt Ruß mit dem benachbarten Ibenhorster Forstbezirk in Erinnerung geblieben, wo uns Gelegenheit geboten wurde, die einzigen noch in Deutschland vorhandenen Elche zu sehen. Am Abend vereinte uns ein fröhlich in den ortsüblichen „Wasserpunsch“ auslaufendes Mahl mit den Herren des zu unserem Empfange gebildeten Ortsausschusses. Als man mir nach Tische, wo wir bereits dem Weine gut zugesprochen hatten, anbot, noch einen Wasserpunsch als Schläftrunk zu nehmen und ich erfuhr, daß der Name dieses Punsch daher komme, daß er kein Tröpfchen Wasser enthalte, sondern nur aus schwerem Burgunder, Cognac und Zucker bestehe, welche man zusammen erhitze, lehnte ich zunächst ab, da ich meinte, einer solchen Mischung nicht gewachsen zu sein. Der angenehme Duft, den die inzwischen kredenzten Gläser verbreiteten und gutes Zureden der Einheimischen, ließ mich indessen den Versuch wagen und es hat mich nicht gereut. Ich hatte eine vortreffliche Nachtruhe und befand mich, rechtzeitig zur Weiterfahrt bereit, am anderen Morgen frisch und wohl.

Die Ostpreußen dort sind ein kräftiger gesunder Schlag Menschen; sie können nicht nur den wasserfreien heißen Punsch, sondern auch Eiswasser vertragen, wie das im folgenden berichtete Erlebnis eines der ärztlichen Kollegen in Ruß, der es mir an dem Abende mitteilte, beweist. Der Kollege wurde in einer Winternacht zu einer Bauersfrau gerufen, um ihr in Kindesnöten beizustehen. Im Schlitten ging es über eines der dort zahlreichen Wasserbecken, welches eine tragfähige Eisdecke zu haben schien; doch das Eis brach und der Insasse mußte ein unfreiwilliges Eiswasserbad nehmen. Da jedoch an der Stelle das Wasser nicht tief war, kam er mit dem Bade davon, aber in völlig starrem Eisgewande im Hause des Bauern an. In diesem Gewande der Bauersfrau beizustehen war unmöglich. Die schnell herbeigeschafften Kleider des Bauern erwiesen sich aber als viel zu klein für den kräftigen, hochgewachsenen Jünger Aeskulaps. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn mit Kleidern der Bäuerin, der er beizustehen gerufen worden war, notdürftig zu drapieren und in diesem Kostüm, äußerlich in eine Hebamme verwandelt, waltete er mit bestem Erfolge seines Amtes. Mit bestem Erfolge auch für ihn, denn er hat nicht einmal einen Schnupfen davongetragen; doch meinte er, er müsse eine höchst komische Figur abgegeben haben, die Röcke der Bäuerin seien viel zu kurz gewesen.

Zur Charakteristik Rudolf Virchows, der mit seiner Familie und seinem künftigen Schwiegersohne, dem jüngst verstorbenen Leipziger Anatomen Karl Rabl, auch an der in Rede stehenden Jahresversammlung teilnahm, sei hier noch eines Zwischenfalles gedacht, der sich bei einer Fußwanderung zur Besichtigung von Dünenbildungen abspielte. Unten am Fuße der Dünen gingen Virchow und ich ziemlich beschwerlich in dem dort recht lockeren Sande. Da hörten wir von oben uns anrufen, wir sollten doch nach oben kommen, dort gehe es sich viel bequemer. Wir sahen da die weiblichen Mitglieder unserer Gesellschaft unter Führung der Frau Pastorin des Ortes zwischen dem dort angepflanzten Dünenhafer, der dem Dünenboden Halt geben soll, unserem Ziele zuwandern, obwohl ein am Zugange des Ortes befindlicher Anschlag diesen Weg als verboten bezeichnete. Virchow rief hinauf, das gehe nicht an, der Weg sei ja verboten, die Damen möchten herunter kommen. Die Frau Pastorin entgegnete, man könne bei einer solchen Gelegenheit,

wie der heutigen, auch wohl einmal eine Ausnahme machen, das sei nicht so schlimm. Virchow wurde ganz erregt und entgegnete ärgerlich, gegen Maßnahmen wie dieses Verbot, das gesetzlich zum Schutz der Düne erlassen sei, gäbe es keine willkürliche Ausnahme, da habe sich Jeder zu fügen, wandte sich ab und wanderte mit mir den beschwerlichen Weg weiter. Unterwegs äußerte er sich über die Schwierigkeiten, die es manchmal bereite, dem weiblichen Geschlecht volle Achtung vor dem Gesetz auch bei anscheinenden Kleinigkeiten beizubringen. Ich habe wiederholt bei Virchow erfahren, daß ihm jede bequeme, willkürlich erscheinende Auslegung einer gesetzlichen Verordnung zuwider war; er hatte eine strenge Auffassung von Recht und Gesetz.

Von der Weichsel, die uns nunmehr genommen werden soll, gingen im nächsten Jahre 1892 zur Donau, nach Ulm, und weiter hinein ins schöne Schwabenland, nach Schussenried, nach Stuttgart, wo uns Fraas Führer war und in die Hohenzollernschen Lande; da gab es viel Interessantes und Wichtiges in Ethnographie und Prähistorie zu beachten. Aber auch die freundliche Aufnahme, die wir überall fanden, ist mir in angenehmster Erinnerung geblieben, so in Ulm, wo ich mit Johannes Ranke zusammen beim Apotheker Dr. Leube, Bruder des berühmten Würzburger Klinikers, wohnte. Das Schönste und Eindrucksvollste dieser Tagung bereitete mir aber wieder Frau Musica durch ein wundervolles Orgelkonzert im Ulmer Münster, dessen Orgel ja eine der ausgezeichnetsten ist, die wir in Deutschland besitzen, und wobei uns eine der ersten Sängerinnen des Stuttgarter Hoftheaters durch echt künstlerische Wiedergabe der besten Sachen von Händel und Bach tief ergriff und entzückte. Ich kann wohl gestehen, daß keine Musikdarbietung mich jemals so — ich muß sagen — aus der Welt entrückt und so nachhaltig auf mich eingewirkt hat wie diese. Rudolf Virchow saß neben mir; wir wechselten kein Wort; aber wenn ich ihn ansah, wußte ich, daß es ihm ging wie mir. Stumm reichten wir uns, als der letzte Ton verklungen war, die Hand.

Am anderen Abend erfreute uns wieder das Reich der Töne; in einer geselligen Zusammenkunft trug uns eine andere begnadete Sängerin deutsche Volkslieder, insbesondere schwäbische, vor. Das war, wenn auch in ganz anderer Art, wundervoll und entzückend. Wie sie das rührende und tiefsinnige Liedchen sang: „Jetzt gang I

an's Brünnele, trink aber nit“, das klingt mir noch heute in den Ohren und im Gemüte. —

Welche wunderbare Macht liegt doch in den Luftschwingungen, wenn sie sich mit dem kunstvollen Apparate des Ohrlabyrinths in der Gehörschnecke verbinden und durch diesen den Weg zum Schläfenteile des menschlichen Gehirns finden! Vom Donner des Gewitters und des Felsen- und Lawinensturzes, vom Donner der schweren Kriegsgeschütze bis zum leisen Geräusche eines herabfallenden Blattes, vom Heulen des Sturmwindes bis zum Säuseln des linden Abendlüftchens, das kaum die Blätter bewegt, vom Brausen der Meereswogen und dem Donner eines Katarakts, wie des Niagarafalles, bis zum leisen Plätschern und Rieseln eines Bächleins über den Kieseln, vom Gebrüll eines Löwen, dem wütenden Gebell eines Hundes, zum Lockruf einer Henne an ihre Küchlein, zum Gesang einer Nachtigall und zum Zirpen einer Grille, vom Schmerzensschrei und Angstuf eines gequälten Menschen oder Tieres zum fröhlichen Jauchzen und Lachen und den vielerlei Äußerungen des Behagens — und nun von dem unfaßbar großen Reiche der Töne, welche uns durch unsere musikalischen Instrumente geboten werden, zur schier unendlichen Mannigfaltigkeit der Stimmen und Sprachen der Menschen, von denen nicht zwei unter den Milliarden, die auf Erden gelebt haben, einander völlig gleich waren und sind! Die Erinnerung an die beiden Eindrücke, die mir durch die Tonwelt in Ulm geboten wurden, bringt mich noch einmal auf die Gedanken zurück, welch' hohen Wert die Gehörsempfindung für uns vor allen anderen hat. Nun kann man ja leicht dartun, daß die Gesichtsempfindungen ebenso mannigfaltig sind und wohl auch die Berührungsempfindungen; aber mir scheint, daß die Gesichtsempfindungen nicht so unmittelbar auf das Gefühl und die Stimmung des Menschen wirken wie die Gehörsempfindungen. Oder sollte das bei mir daran liegen, daß ich kurzsichtig und zugleich grünblind bin? Dabei hatte ich aber stets ein gutes, scharfes Auge, konnte stundenlang bis in mein hohes Alter mit dem Mikroskop arbeiten und lese heute in meinem 84. Jahre noch feine Druckschrift ohne irgendein optisches Hilfsmittel; freilich brauche ich gute Beleuchtung.

1894 in Innsbruck wurde die Erinnerung an die vor 25 Jahren dort erfolgte Gründung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft er-

neuert. 1895 bot sich uns in Treysa ein Volksfest, zu welchem die Umwohner uns zu Gefallen in ihrer alten Schwälmer Tracht erschienen und ihre ortsüblichen Tänze aufführten. Damit verband sich ein Ausflug in meine engere westfälische Heimat, wo bei Bad Driburg eine Ausgrabung vorgenommen wurde.

1896 sah uns in der Pfalz, wo ja prähistorisch und althistorisch vieles Bemerkenswerte zu finden ist. Die alte Kaiserstadt Speier mit ihrem herrlichen Dome, einem Musterstück romanischer Kirchenbaukunst, der uns in künstlicher Beleuchtung vorgeführt wurde, ein Besuch der Limburg und Dürkheims, wo ich die Mitglieder der alten Pfälzer Gesellschaft „Pollichia“, die mich schon während meiner Straßburger Zeit zum Mitgliede gewählt hatte, begrüßte, bot viel des Fesselnden und Erinnerungswerten. In Dürkheim lernte ich auch die Vorzüge des Pfälzer Weines kennen und das kam so: Wir nahmen dort nach dem Besuche der Limburg unser Mittagsmahl ein. Einer der Weingutsbesitzer aus der Gemarkung Deidesheim hatte sich uns angeschlossen und war mit seinem Wagen zur Limburg hinaufgefahren. Ich stand mit einigen mir bekannten jungen Leuten zufällig neben dem Wagen, als sein Besitzer sich anschickte, ihn zur Rückfahrt zu besteigen. Er forderte uns freundlich auf, mit ihm zu fahren, was wir dankend annahmen. So kam es, daß wir auch bei Tisch zusammenblieben. Ich bestellte zusammen mit meinen erwähnten jungen Reisegefährten eine Flasche von dem auf der Weinkarte verzeichneten billigen Tischweine, einer Pfälzer Marke, und sagte, da er mir, dem von dem Ausfluge durstig Gewordenen, trefflich mundete, „ist das ein ausgezeichnete Wein! Ich kenne die Pfälzer Weine nicht genug, wenn sie aber so sind, dann alle Achtung.“ Da wandte sich der Herr, der uns auf seinem Wagen zurückgefahren hatte, an mich und sagte: „Gefällt Ihnen der Pfälzer so gut? Nun, das freut mich; ich bin Weingutsbesitzer und da erlauben Sie, daß ich Ihnen einmal zeige, was die Pfalz in Weinen leisten kann.“ Er winkte seinem Diener, der sich in der Nähe befand, und gab ihm einen Auftrag. Der fuhr davon und noch vor Schluß unseres Mahles kam er mit einigen Flaschen Wein zurück, die uns freundlichst kredenzt wurden. In deutschem Rebensaft habe ich, obwohl ich manche Probe gemacht habe, nie etwas Besseres genossen, als diese köstliche Gabe. Der gütige Spender sagte, daß er diesen Wein nicht zum Verkaufe bringe, sondern ihn nur

für gute Freunde und bei besonderen Gelegenheiten hergebe. Ihm habe der gute Zug, mit dem ich mein erstes Glas geleert und mein offenes Lob, welches ich dem allerdings guten, aber schlichten Tischwein gespendet hätte, so wohl getan, daß er dies für eine der Gelegenheiten erachtet habe, von seinem Besten eine Probe aufzutischen. Nun, die Probe war nicht karg und brachte uns alle in eine so fröhliche Stimmung, daß der freundliche Geber dadurch sich selbst eine angenehme heitere Stunde bereitete, wie wir sie ihm von Herzen wünschten.

Die nächsten beiden Jahre führten uns zum Norden nach Lübeck und Braunschweig, wo, wie in Nürnberg, wahre Schätze deutscher Baukunst in seltener Blüte zu finden sind. Dann kam 1899 Lindau am Bodensee, wo wir in überaus angenehmer Weise, Dank herrlichen Wetters, reizvoller Umgebung und freundlicher Aufnahme, tagten. Prinzessin Therese von Bayern, die gelehrte Tochter des Prinzregenten Luitpold, lud uns zu einem sehr angenehm verlaufenden Mittagmahl in ihre Villa Amsee ein und mit Freund Andrian fuhr ich noch nach Zürich, wo Dr. Jakob Nüesch selbst die im dortigen Museum aufgestellten, von ihm in der berühmten prähistorischen Siedlung Schweizersbild gehobenen Funde uns zeigte und erklärte. 1900 nahm uns Halle am Saalestrande auf und 1901 Metz. Wir besichtigten hier die merkwürdige Briquetage und machten einen Ausflug nach Vic, nahe der französischen Grenze. Dort kamen wir mit den Mitgliedern der französischen Anthropologischen Gesellschaft aus Nancy zusammen, hielten eine gemeinsame Sitzung ab und blieben auch beim Mittagmahle beieinander, während dessen von beiden Seiten freundliche Trinksprüche gewechselt wurden. Es ist bezeichnend, daß eine derartige friedliche Zusammenarbeit damals noch möglich war.

Bemerkenswert ist die Metzger Versammlung auch dadurch, daß es die letzte war, der Rudolf Virchow beiwohnte. Ich bewunderte die Rüstigkeit, mit der unser Altmeister, damals nahe der Vollendung seines 80. Lebensjahres stehend, an allen Ausflügen als Fußwanderer teilnahm; es kam mir vor, als ob Virchow selbst beschwerlichere Strecken, die mir bei empfindlicher Hitze des Augustmonats ermüdend waren, leichter nehme als ich, der 15 Jahre Jüngere. Aber bei unserer nächsten Versammlung in Dortmund, an die sich ein Besuch Leidens und Amsterdams zu gemeinsamer Tagung mit

den niederländischen Kollegen schloß, sollten wir ihn nicht mehr unter uns sehen. Ich schließe hier eine kurze Schilderung der Todesursache Virchows, seiner letzten Lebenszeit und seines Begräbnisses an und gedenke dabei der übrigen Abgeschiedenen aus meinem Familien-, Freundes- und Bekanntenkreise, die das Jahr 1902 in auffallend großer Zahl abforderte.

Im Frühsommer 1902 brach Virchow infolge eines Falles den Oberschenkelknochen an der bekannten Stelle, wo ein Knochenbruch so häufig bei älteren Leuten einzutreten pflegt. Während der notwendigen Bettruhe blieb Virchow von weiteren üblen Folgen verschont und der Bruch heilte. Er beschloß zu einer Nachkur nach Teplitz zu gehen; kurz vor seiner Abreise ließ er von der Bruchstelle noch eine Röntgenaufnahme machen und unterzog sich der beschwerlichen Lagerung mit Entschlossenheit und Humor; er wolle wissen, sagte er, ob der Bruch genau von der Art wäre, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Wenige Tage vor seiner Abreise besuchte ich ihn. Ich fand ihn vollkommen frisch und wohlgenut. Als ich mich verabschiedete, forderte er mich auf, noch einen Augenblick zu verweilen, er wolle mir zeigen, daß der Bruch gut geheilt sei; damit stand er auf und ging, auf eine Gehbank gestützt, sicheren und verhältnismäßig raschen Schrittes in das anstoßende Zimmer. Ich verließ ihn in der festen Überzeugung, daß wir Virchow im Herbst als völlig Genesenen und Leistungsfähigen wieder unter uns sehen würden.

In Teplitz machte die Wiederherstellung weitere gute Fortschritte. Virchow beschäftigte sich wieder mit wissenschaftlichen Plänen und schrieb auch über solche an die Berliner Anthropologische Gesellschaft. Von Teplitz begab er sich dann im August nach Harzburg, um noch die erfrischende Luft des schönen deutschen Waldgebirges auf sich wirken zu lassen. Auch da ging es anfangs weiter gut. Aber dann stellte sich eine nicht zu überwindende Appetitlosigkeit ein, deren ernste Bedeutung dem großen Pathologen bald klar wurde. Er verlangte nach Berlin zurückgebracht zu werden, um, wie er sagte, in seinem Heim zu sterben. Er hatte richtig vorausgesehen; am 5. September 1902 nahm ihn ohne weiteres Leiden ein sanfter Tod hinweg aus dem Kreise der Lebenden.

Rudolf Virchows Bestattung auf dem alten Matthäikirchhofe im Westen Berlins gestaltete sich zu einer nationalen Kundgebung. Der

Sarg war im Großen Saale des Berliner Rathauses aufgebahrt; aus ganz Deutschland hatten sich Kollegen, Schüler, Freunde und Verehrer Virchows zahlreich eingefunden; ich durfte ihm dort auch ein paar Abschiedsworte widmen. Auf allen Straßen, durch die der Leichenzug sich zum Friedhof bewegte, standen dichtgeschaart, zu beiden Seiten ein dunkles Spalier bildend, in stiller würdiger Haltung die Volksreihen. Man sah es den Männern und Frauen an, daß nicht Neugier, sondern Teilnahme und das Gefühl, ihrem Mitbürger die letzte Ehre erweisen zu sollen, sie hergeführt hatte. —

Ich erwähnte, daß in diesem Jahre der Tod in auffallend großer Zahl seine Opfer aus den mir nahestehenden Kreisen genommen habe. Ich nenne als Verwandten den Vater meines lieben Schwiegersohnes Julius v. Bonin, Generalmajor v. Bonin in Detmold, dann den früheren Staatssekretär für Elsaß-Lothringen und Mitglied der später zu besprechenden Mittwochs-Gesellschaft Herzog und den früheren Kultusminister Gustav v. Goßler, den ich bereits kennen gelernt hatte, als er noch junger Assessor in Königsberg war. Unter der ansehnlichen Zahl von Ministern des Kultus und Unterrichts, die ich seit 1865, dem Jahre meiner Ernennung zum Professor extraordinarius, erlebt habe — es sind ihrer 12 — war er meines Erachtens einer der hervorragendsten. Von mir nahestehenden und befreundeten Kollegen starben der Ophthalmologe Richard Förster in Breslau, die Kliniker Karl Gerhardt in Berlin und Karl Ewald Hasse, 92 Jahre alt, in Barsinghausen bei Hannover, wohin er sich von der letzten Stätte seiner Wirksamkeit, Göttingen, zurückgezogen hatte, einer der angesehensten Kliniker und Pathologen seiner Zeit. Ferner mein Freund und Kollege von Königsberg und Straßburg im Elsaß, der Physiologe Friedrich Goltz, mein gleichfalls Straßburger Kollege, der Kliniker Adolf Kußmaul, der Physiologe Leonhard Landois in Greifswald, der mir von Königsberg her gutbekannte Professor der Staatsarzneikunde und gerichtlichen Medizin in Berlin, Karl Skrzeczka und mein ehemaliger Lehrer und Freund, der Anatom Ferdinand Sommer in Greifswald. Von den meisten der hier Genannten ist in diesem Buche bereits die Rede gewesen.

Das Jahr 1903 führte die deutschen Anthropologen nach Worms, wo wir unter der trefflich durchgeführten Leitung des dortigen Arztes Dr. Köhl die prähistorischen und althistorischen Schätze des Museums

in der ehemaligen Pauluskirche studierten und über 30 sehr lehrreiche Ausgrabungen machten, denen der Großherzog von Hessen mit großem Interesse beiwohnte. An einem der Abende hatte uns der Fürst in das jetzt dem Freiherrn Heyl v. Herrnsheim gehörige ehemalige Dalbergsche Schloß, wo er Wohnung genommen hatte, geladen. Ein zweites Mal traf ich mit ihm dort bei einem vom Freiherrn gegebenen Frühstück zusammen. Der junge Fürst zeigte sich als ein in vielen wissenschaftlichen und Tagesfragen gut unterrichteter Mann, mit dem wir in anregender Unterhaltung mehrere Stunden verkehrten. Sehr angenehm war mir auch das Wiedersehen mit Professor Dr. Lothar Heidenhain, Chirurgen am Wormser Krankenhaus, ältestem Sohne meines Freundes in Breslau. Das alte, von der deutschen Heldensage verklärte Worms ist mir auch in treuer Erinnerung durch seinen prachtvollen, in stolzer Kraft, so möchte ich sagen, dastehenden Dom geblieben. Auch wollte es sich in seinen Rebengaben von den benachbarten Pfälzerstädten Deidesheim und Dürkheim nicht ausstechen lassen, sondern bescherte uns die köstliche Liebfrauenmilch, von der man sagt, daß die echte und beste nur auf dem Gelände wachse, das bei sinkender Abendsonne die Liebfrauenkirche mit ihrem Schatten bedecke. Glücklicherweise nimmt es aber Gott Bacchus nicht so genau und läßt seine edle Gabe doch noch auf einer größeren Fläche wachsen.

Eine sehr lehrreiche und wechselvolle Fahrt brachte uns das Jahr 1904 mit der Tagung in Greifswald, Bornholm, Wisby auf Gotland und Stockholm, an die ich mit meinen schon genannten Schwieger-söhnen, dem damaligen Hauptmann v. Bonin und dem Professor chirurgiae Tilmann, damals in Greifswald, und meinem Vetter, Professor der Psychiatrie und Direktor des städtischen Krankenhauses in Königsberg i. Pr., Dr. F. Meschede, eine Rückreise über Norwegen und Kopenhagen anschloß.

Wir begannen in Greifswald mit den wissenschaftlichen Sitzungen, besuchten Stralsund und Rügen, von da Bornholm. Die Fahrt dorthin gestaltete sich bei stark bewegter See für den nicht seefesten Teil der Teilnehmer ungünstig; die See ging so hoch, daß wir an der geplanten Stelle in Rönne nicht anlegen konnten, sondern mit einer Abteilung in Nexö und mit einer zweiten, bei der ich mich befand, in Allinge ausbooten mußten. Am anderen Tage war wieder schönes

Wetter und wir konnten ungestört die bemerkenswertesten Teile der Insel besuchen. Ich erwähne hier nur Aakirkeby, die trutzig dastehende Ruine Hammerhuus, die interessanten Rundkirchen und die Klippen von Hellingdommen, Almendingen u. a. In Wisby übernahm der wohlbekannte schwedische Reichsantiquar Hildebrand die Führung; die Besichtigung der altberühmten Stadt gestaltete sich zu einem der interessantesten Erlebnisse dieser Reise. Bei prächtigem Wetter durchfuhren wir dann die Schären von Stockholm. In Stockholm besichtigten wir unter Hildebrands und Montelius' Führung die reichen Schätze des Museums, namentlich in der prähistorischen Abteilung und hielten gemeinsame Sitzungen mit den schwedischen Anthropologen ab. Ich machte dabei auch die Bekanntschaft Sven Hedins und des Klinikers Henschen. Montelius war mir bereits von einer früheren Begegnung bekannt.

Auf der erwähnten Rückfahrt über Norwegen besuchten wir die sehr sehenswerten Trollhätta-Fälle und Christiania, dessen wundervolles Stadtbild wir vom Holmenkollen überblickten. Kopenhagen, so oft ich auch dort geweilt hatte, sah ich in der Begleitung meiner Verwandten gern wieder; die dänische Hauptstadt ist mir stets als einer der angenehmsten Plätze erschienen unter den vielen, die ich auf meinen Wanderungen kennen gelernt habe; das Thorwaldsen-Museum ist mir immer wieder neu. Auch in anthropologischer, ethnographischer wie prähistorischer Beziehung bieten die dortigen Sammlungen ungewöhnlich viel Gutes.

Die folgenden Jahresversammlungen in Görlitz, in Straßburg im Elsaß, in Frankfurt am Main, in Köln und Heilbronn gaben uns an jedem Orte die gesuchte Anregung und Belehrung sowie die Gelegenheit, manches von Stadt und Umgebung zu sehen und genauer kennen zu lernen, was den meisten Besuchern zu entgehen pflegt. Insbesondere ist mir Heilbronn und die schön gelegenen Nachbarstädte, Schwäbisch-Hall und das durch seine Frauen berühmt gewordene Weinsberg in Erinnerung geblieben. 1909 nahm ich an der französischen Anthropologen-Versammlung in Paris teil und benutzte diese willkommene Gelegenheit, die reichen Schätze, welche die französische Hauptstadt dem Anthropologen, Ethnologen und Prähistoriker bietet, soweit es die drei Tage meiner Anwesenheit erlaubten, zu besichtigen.

In demselben Jahre tagte auch die Deutsche Anthropologische Gesellschaft und zwar in Posen. Es wird mir schwer, dies im Jahre 1919 niederzuschreiben. Doch gedenke ich gern dieser Tagung, indem sie mir Gelegenheit bot, Stadt und Land kennen zu lernen, eine ungewöhnliche Anzahl sehr belehrender Vorträge zu hören und — last not least — die Vorzüge eines echten alten Ungarweines kennen zu lernen, den uns der Posener Magistrat zu einem Abendimbiß im schönen Posener Rathause darbot. Ich darf wohl sagen, daß dieser Wein die Krone aller Weine war, die ich genossen habe; seither erscheint mir das Sprichwort: „Nullum vinum nisi hungaricum“ voll berechtigt. — An den beiden Jahresversammlungen 1912 (Weimar) und 1913 konnte ich leider nicht teilnehmen. Der Weltkrieg hat dann unsere Tagungen bis jetzt unterbrochen.

Diejenigen meiner etwaigen Leser, welche die Geduld hatten, der Beschreibung unserer anthropologischen Wanderfahrten zu folgen, werden mir wohl zugestehen, daß diese geeignet waren, vor allem unser Vaterland gerade in dem, was es uns lieb und wert macht, in seiner historischen Vergangenheit, in seinen Kunstschatzen und in seinen Siedelungen mit Land und Leuten kennen zu lernen, aber nicht unser deutsches Land allein, sondern auch unsere Nachbarländer. Ich wünsche sehnlichst, daß nach der langen Unterbrechung durch die fünf Kriegsjahre die Deutsche Anthropologische Gesellschaft ihre Wanderfahrten wieder in alter Weise werde aufnehmen können.

Ähnlich wie die Deutsche Anthropologische Gesellschaft war die Anatomische Gesellschaft eingerichtet, die jedoch, obwohl in Deutschland und zwar in Berlin 1886 gelegentlich der dort tagenden Ärzte- und Naturforscherversammlung gegründet, sich nicht als besondere deutsche Gesellschaft bezeichnen wollte, sondern von vornherein auf den Beitritt der Anatomen der ganzen Erde rechnete. Sie war die erste Gesellschaft dieser Art; bald folgten ihr aber gleiche Gründungen in England, Frankreich, Italien und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nach. Die skandinavischen Anatomen blieben einstweilen bei der in Deutschland gegründeten Gesellschaft, ebenso die niederländischen und deutschschweizerischen. Der französischen Gesellschaft traten die Spanier, Portugiesen und Belgier näher; alle Gesellschaften aber, ohne Ausnahme, hielten Verbindung untereinander. Zweifellos hat bis zur letzten Tagung in Innsbruck 1914

die 1886 in Berlin gegründete Gesellschaft einen gewissen Altersvorrang behauptet, ohne ihn jedoch ihrerseits gesucht und betont zu haben. Die beiden Anatomen, welche die Hauptanregung zur Schaffung der Gesellschaft gegeben haben, waren Wilhelm His senior (Leipzig) und Julius Kollmann (Basel), der erstere aus der Schweiz nach Deutschland gekommen, der andere aus Deutschland (Bayern) nach der Schweiz. Als litterarisches Organ der Gesellschaft wurde der „Anatomische Anzeiger“ geschaffen, welcher unter der Leitung Karl v. Bardelebens (Jena) zu einem anatomischen Weltblatte geworden ist. Der Anzeiger hat den Weltkrieg glücklich überstanden und wird heute, nach dem im Jahre 1918 erfolgten Tode v. Bardelebens, von Professor v. Eggeling (Jena) herausgegeben. Die jährlichen Versammlungen mußten jedoch aufgegeben werden; die letzte fand wenige Monate vor Ausbruch des Krieges in Innsbruck statt. Bis dahin waren regelmäßige Jahresversammlungen abgehalten worden mit stets bestem Erfolge bezüglich des durch Vorträge, Besprechungen und Demonstration Gebotenen. Selbstverständlich mußten die Tagungen in Städten mit anatomischen Anstalten, also in Universitätsstädten, stattfinden. Von Zeit zu Zeit tagte die Anatomische Gesellschaft aber auch bei unseren Nachbarn, in Brüssel, in Pavia und in Genf; außerdem wurden unsere Mitglieder auch Mitglieder der sonstigen anatomischen Gesellschaften; so war ich Mitglied der italienischen, französischen und englischen Gesellschaften und habe auch mehrere Versammlungen dieser Vereine besucht. Außer der steten Anregung und Erfrischung, die unser Wissen auf diesen Kongressen empfing, waren besonders angenehm die zahlreichen persönlichen Bekanntschaften, die man mit den Fachgenossen anknüpfen und auch öfter erneuern konnte. Da ich wohl einer der regelmäßigsten Besucher der Versammlungen war und auch, wie bemerkt, an denen des Auslandes öfters teilnahm, so gab es nur wenige Fachgenossen, die ich nicht persönlich kannte. Auf die Erlebnisse bei den Fahrten zu den einzelnen Versammlungen näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; es liegt da mehr ein rein fachmännisches Interesse vor. Es sei nur erwähnt, daß mir die Versammlung in Pavia den Genuß bot, die Certosa kennen zu lernen. Besonders hebe ich hervor, daß der internationale Verkehr sich stets in völlig zwangloser Weise vollzog, sowohl bei den Tagungen, denen ich in Deutschland bei-

wohnte, wie bei denen in Frankreich — dort war ich in Nancy, später noch in Montpellier, Toulouse und Bordeaux. Bei der Tagung in Berlin führte A. Nicolas (Paris) den Vorsitz, wie er denn auch noch mit seiner Gemahlin, die ich damals die Ehre hatte zu Tisch zu führen, 1914 an der Versammlung in Innsbruck teilnahm. Ich kann zu meiner Freude hier noch berichten, daß während des Druckes dieser Zeilen die Tagungen der Anatomischen Gesellschaft wieder aufgenommen worden sind. Vom 23.—25. April d. J. fand in Jena, wohin uns Kollege Maurer freundlichst eingeladen hatte, die erste Versammlung nach dem Weltkriege mit bestem Erfolge statt. Wir hatten uns dabei des Besuches mehrerer Kollegen aus Schweden und Finland zu erfreuen.

Einer der treuesten Besucher der Versammlungen der Anatomischen Gesellschaft war mein schon öfter erwähnter lieber Freund Romiti. Mit großem Genuß lauschten wir stets seinen Worten, wenn er in seiner schönen und melodischen Muttersprache, die er inhaltlich wie lautlich meisterhaft beherrschte, an unserer gemeinsamen Tafel die Haupttschrede hielt. Wir waren nicht eher zufrieden, als bis Romiti das Wort genommen hatte.

Unter den anatomischen Versammlungen im Auslande erwähne ich außer der in Pavia abgehaltenen noch derer in Nancy, Montpellier und Toulouse-Bordeaux, ferner der Brüsseler und Genfer Versammlung. Sie alle verliefen in bester Weise und boten viel des Wissenswerten und manche Gelegenheit zu erwünschten persönlichen Bekanntschaften. In Montpellier fesselte mich Armand Sabatier, auch traf ich wieder mit dem berühmten spanischen Anatomen S. Ramón y Cajál zusammen. In Toulouse lernte ich Adrien Charpy kennen, ferner den Lyoner Histologen Renaut, zu dem ich mich besonders hingezogen fühlte, während es sich nicht fügen wollte, daß ich seinen Kollegen Léon Testut, mit dem ich schon lange in brieflichem und Schriftenaustauschverkehr stand, persönlich kennen lernte. In Nancy traf ich außer Nicolas und Prenant von jüngeren Kollegen die Herren Ancel und Bouin.

In Bordeaux wurden wir auch von der Municipalität als willkommene Gäste angesehen. Im Stadttheater wurde uns zu Ehren R. Wagners Lohengrin aufgeführt und an einem zweiten Abend waren wir zu einem Essen geladen. Beides in seiner Art war ausgezeichnet: Wagners

Oper wurde sehr gut gegeben und Speis' und Trank beim Festmahle ließen nichts zu wünschen übrig. Die Stadt Bordeaux zeigte, daß der nach ihr benannte Wein mit Recht einen Weltruf hat; wir konnten etwa sechs Jahrgänge in verschiedenen „Chateaux“ prüfen, den folgenden immer noch besser als den vorhergehenden, bis ein „Grand Cru“ erster Klasse den Schluß machte. Das Beste bei der Sache aber war, daß uns allen die edle Gabe nicht nur gut mundete, sondern auch gut bekam.

Außer an den Spezialkongressen der Anthropologischen und Anatomischen Gesellschaft, von denen ich kaum einen versäumte, nahm ich auch an vielen der größeren Versammlungen der alljährlich tagenden Deutschen Ärzte- und Naturforscherversammlung und an den alle 3 bis 4 Jahre stattfindenden Internationalen Medizinerkongressen teil, mehrfach als Delegierter des Deutschen Reiches, wodurch mir zwar manche Arbeit erwuchs, aber auch manche Annehmlichkeiten geboten wurden. Von den internationalen Kongressen nenne ich die Versammlungen in Moskau, in Kopenhagen, in Madrid, in Lissabon, in Budapest, in Paris, von der schon die Rede war, in Rom, in Berlin und in London. Ich beschränke mich auf einige Einzelheiten: Der Kongreß in Moskau gab mir Gelegenheit, der Einladung meines Freundes Rein folgend, ihn auf seinem Gute Gulewtzi unweit Kiew zu besuchen und dabei das schöne, am Dniepr gelegene Kiew kennen zu lernen, sowie ein Stück Landlebens in Südrußland. Ich begab mich von da nach Odessa, weiter über das Schwarze Meer nach Konstanza, und kehrte über Bukarest, Budapest und Wien heim. Dabei machte ich die Erfahrung, daß man damals leichter in Rußland hinein- als herauskam. Ich reiste über Thorn und Alexandrowo ein. Es war angeordnet worden, daß man die Kongreßteilnehmer möglichst wenig mit Grenzmaßnahmen behelligen solle. Als wir an der Grenz wacht ankamen, unsere Pässe vorzeigten und unser Gepäck herbeibrachten, hieß es seitens der Zollbeamten, indem sie öfters mit der Hand auf das Gepäck schlugen: „Kongreß! Kongreß!“ und man ließ uns sofort durch. So wurde Mann und Gepäck schnell befördert. Anders erging es mir bei der Einschiffung in Odessa. Ich hatte mich in meinem Gasthofe rechtzeitig gemeldet und dem Pförtner meinen Paß übergeben zur Unterschrift durch den Polizeipräsidenten. Unser Schiff sollte am späten Nachmittag abfahren. Als ich am Morgen vom Pförtner meinen Paß einforderte, stellte es sich heraus, daß er ver-

gessen hatte, die Unterschrift einzuholen. Es war gerade irgendein größerer russischer Feiertag, an dem Empfang bei dem höchsten Beamten stattfand. Mein Pförtner gestand mir unter vielen Entschuldigungen, daß des hohen Feiertages wegen der Polizeipräsident nicht verpflichtet sei, seine Unterschrift zu geben. Nun war guter Rat teuer. Ich begab mich zum deutschen Konsul, um dessen Ansicht zu hören. Er gab mir einen seiner Unterbeamten mit, von dem er sagte, daß dieser auf dem Polizeipräsidium gut bekannt sei, vielleicht gelinge es ihm, den Präsidenten noch zur Unterschrift zu veranlassen. Wir gingen zur Polizei und mein Begleiter machte mich darauf aufmerksam, daß ich 5 Rubel in meiner Tasche etwas lockern müsse. Er stellte mich einem der anwesenden Polizeibeamten vor unter Darlegung der Sachlage, meine Rubel glitten unbeachtet in die Hände des Russen und dieser sagte, er wolle dem Präsidenten, der nach dem Empfange noch in sein Amt kommen werde, meinen Paß zur Unterschrift vorlegen. Er hoffe, daß er noch unterzeichnen werde, wenn er guter Stimmung sei, versprechen könne er es jedoch nicht. Mit diesem Troste ging ich mit meinem Begleiter in ein benachbartes Weinhaus, wo wir uns mit einem guten Frühstück und einer Flasche Wein aus der Krim die Zeit vertrieben. Wir konnten von da aus sehen, wann der Präsident kam, gingen dann zum Präsidialgebäude, wo uns schon unser russischer Freund mit dem unterschriebenen Passe entgegenkam. Der Präsident, sagte er, sei sehr guter Laune gewesen. Das alles lockerte noch einen Rubel in meiner Tasche.

Soweit war alles noch gut gegangen. Ich begab mich auf den Dampfer und wartete der Abfahrt. Eine Stunde vorher erschienen nun die Polizeibeamten zur Durchsicht der Pässe; das nahm beinahe eine halbe Stunde in Anspruch. Als sie sich entfernt hatten, sollten die Anker gelichtet werden. Aber kaum hatte man damit begonnen, so erschienen die Beamten wieder; es hieß, man habe eine Revision versäumt, oder was es nun für ein Grund oder Vorwand war, kurz, die ganze Pässedurchsicht ging noch einmal los und wir konnten erst mit einer halben Stunde Verspätung abfahren. — Ich schimpfte damals weidlich in mich hinein über alle diese Umständlichkeiten, mußte aber die Erfahrung machen, daß im Jahre 1919, als ich zu einer Badekur von Berlin nach dem von den Franzosen besetzten Bade Ems mich begeben wollte, ebenso 1916 und 1917 nach Bad Gastein im Lande

unseres Verbündeten Österreich-Ungarn, die formellen Schwierigkeiten zur Ein- und Ausreise ebenso groß waren. Wann wird sich die Welt einmal von diesem Kram befreien! In Konstanz interessierte mich die Statue, die man dort dem alten Ovidius Naso zu Ehren errichtet hat und später die Fahrt über die große Brücke und durch die Dobrudscha mit ihrer mannigfaltigen Tier- und Pflanzenwelt; auch die Fahrt durch die Karpathen bot manches eindrucksvolle Bild.

In Rom wurden wir vom Könige Umberto I., den bald darauf der Mordstahl traf, empfangen. Ähnlich war es in Lissabon, wo wir auch vom Könige empfangen wurden, der bald darauf der Revolution zum Opfer fiel. Nimmt man das tragische Ende des Zaren Alexander II., des Königs Alexander von Serbien und seiner Gemahlin Draga, sowie die Ermordung des Präsidenten Carnot von Frankreich und der Präsidenten Lincoln, Garfield und Mac Kinley von Nordamerika, welche Übeltaten zum Teil nicht weit voneinander liegen, so sieht man, daß, je höher die Spitze ist, sie desto eher zum Ziel genommen wird und daß die Republiken in dieser Beziehung sich von den Monarchien kaum unterscheiden.

Aus Madrid habe ich mir eine angenehme Erinnerung an unseren damaligen Botschafter, Herrn von Radowitz, bewahrt. Er hatte die deutschen Kongreßteilnehmer zur Abendtafel geladen und ließ dazu ein Glas 100jährigen Portweins reichen, ein edler Trank! Ich bemerkte dies leise zu meinem Tischnachbar; aber der Botschafter, der uns schräg gegenüber saß, hatte es doch gehört und nickte mir mit erhobenem Glase freundlich zu. Am anderen Morgen erschien sein Diener und überbrachte mir mit dem Wunsche des Botschafters „Wohl bekomm's“ eine Flasche des köstlichen Weines. — Unvergesslich ist mir die Erinnerung an die unvergleichlichen Kunstschatze der Madrider Gemäldesammlung im Prado, deren Glanzpunkte Murillo und Velasquez sind; namentlich der Letztere erscheint mir als einer der größten Maler aller Zeiten. Übrigens findet sich dort auch von Goya manches Wackere. In Spanien besuchte ich ferner Burgos, Sevilla, Cadiz und Granada, sowie auf der Rückfahrt Zaragoza und San Sebastian.

Die Gasthöfe und die Verkehrsmittel ließen derzeit in Spanien noch vieles zu wünschen übrig, namentlich in bezug auf gewisse Örtlichkeiten, die als Gegenstücke zu den Speisewagen zu bezeichnen sind.

Soll der körperliche Haushalt des Menschen in Ordnung bleiben, so müssen Einnahmen und Ausgaben in ein von der Natur vorgesehenes und eingerichtetes Gleichgewicht gebracht werden, wobei man viel leichter mit den Einnahmen einmal im Rückstande bleiben kann als mit den Ausgaben. Man kann also leichter den Speisewagen in einem Zuge entbehren, als die Ausgaberräume. Diese aber waren damals in Spanien nirgends in den Zügen vorgesehen und die Ersatzräume auf den Halteplätzen waren meist in einem entsetzlichen Zustande, so daß man erschreckt zurückfuhr, wenn man es gewagt hatte, die Tür zu öffnen. Aber die Eingeborenen wußten Rat. Als ich von Cadix nach Granada fuhr, kam ich in einem Abteil mit einer spanischen Familie zusammen: Vater, Mutter und drei Kinder. Die Mutter hatte sorglich eine Flasche Wasser sowie ein gewisses Geschirr mit, welches als ein wahrhaft internationales Objekt zu bezeichnen ist, da es, soweit meine nicht geringe Erfahrung reicht, in allen Ländern dieselbe charakteristische Form besitzt. Mit Hilfe dieses Geschirres konnte denn auch den Kindern die nötige Erleichterung geboten werden, wovon sie öfters Gebrauch machten. Die Flasche Wasser und die Möglichkeit, die Fenster zu öffnen, erwiesen sich dabei als höchst nützlich. Ich dachte an meinen bereits bei der Schilderung des westfälischen Landlebens zitierten Spruch: „naturalia non sunt turpia“ und belästigte meine Reisegesellschaft nicht durch übel angebrachte Neugier, sondern wendete, sobald ich die Vorbereitungen merkte, meine völlige Aufmerksamkeit der zu durchfahrenden Gegend zu. Ein Glück nur, daß wir Erwachsenen unsere Ausgaben vorher in Ordnung gebracht hatten.

Eine ähnliche Erfahrung machte ich in Madrid. Mir, wie vielen anderen der Teilnehmer am Kongreß, war auf meinen Wunsch von einer dazu bestimmten Kommission eine Wohnung besorgt worden; wir nahmen in derselben Wohnung auch unsere Mahlzeiten ein. Daß die anscheinend sehr praktische Einrichtung getroffen, daß Einnahme- und Ausgaberraum dicht zusammenlagen und man nur vom Speisezimmer aus in den Ausgaberraum gelangen konnte. Es ließ sich auch nicht immer vermeiden, daß, während wir unsere Mahlzeiten einnahmen, Andere den Ausgaberraum benutzten. Mein Zimmerchen lag drei Treppen höher im Hause und dort befand sich in dessen Nähe glücklicherweise noch ein besonderer kleiner Ausgabe-

raum. Als ich ihn vorsichtigerweise sofort nach Besitzergreifung meines Zimmers mir ansah, schreckte ich über den Zustand, in welchem er sich befand, zurück. Ich ließ die diensttuende Sennora kommen und machte ihr unter Demonstrationen am Objekte in meinem besten Spanisch klar, daß die sonst so wohltätige Anstalt in ihrer jetzigen Verfassung unbenutzbar sei, was ihr auch einleuchtete. Nach einiger Zeit rief sie mich aus meinem Zimmer und zeigte mir mit Stolz, daß sie einen gewissen Rand reichlich mit Zeitungen drapiert hatte, das sei doch nun wunderschön. Sie war sehr enttäuscht, als ich ihr nun klar machte, daß dies nicht genüge. Endlich einigten wir uns und ich durfte mit ihrer Sorge für mein Wohl zufrieden sein.

Für die Kongreßmitglieder wurde auch ein großes Stiergefecht veranstaltet, an welchem ich als Delegierter von einem bevorzugten Platze aus hätte teilnehmen können. Ich vermochte mich jedoch nicht dazu zu entschließen, denn die Tötung eines Tieres, nur um den Menschen ein aufregendes Schauspiel zu verschaffen, vermag ich nicht zu billigen. Schon genug, daß wir die Tiere töten müssen, um uns die nötige Nahrung zu verschaffen und uns und unsere Habe zu schützen; weiter jedoch sollte man nicht gehen.

Noch eines Vorkommnisses möchte ich Erwähnung tun, um zu zeigen, daß damals die Organisation des Kongresses manches zu wünschen übrig ließ. Bei unserer Ankunft mußten wir für unsere Wohnung und Verpflegung und allgemeine Kongreßunkosten gleich den Betrag von 200 Francs hinterlegen; falls wir früher abreisten, würde uns, so war uns mitgeteilt worden, ein bestimmter Betrag für die Tage, die wir nicht mehr am Kongresse teilnahmen, zurückgezahlt werden. Ich mußte zwei Tage früher abreisen und hätte etwa 40 Francs zurückerhalten müssen. Ich meldete mich auf dem betreffenden Büro, da hieß es, es sei heute geschlossen; ich mußte aber am Abend des „Heute“ abreisen und hatte das Nachsehen. So wie mir ging es Manchem. Klar war doch, daß ein derartiges Büro für die Dauer der betreffenden Veranstaltung stets zugänglich sein muß. Auf dem einige Jahre später in Lissabon stattfindenden Internationalen Kongresse herrschte eine weit bessere Ordnung. Vielleicht hatte man in Madrid gelernt. Soweit mir berichtet worden ist, sind jetzt auch die Zustände in den Gasthöfen und auf den Verkehrswegen in Spanien durchweg weit bessere geworden.

Es hat auch bei uns in Deutschland längere Zeit gedauert, bis man sich darüber klar geworden ist, daß man den Ausgaberräumen dieselbe Sorgfalt in bezug auf Reinlichkeit und Einrichtung zu widmen hat, wie den Einnahmeräumen. England ist uns hier mit gutem Beispiele voraufgegangen, obwohl man selbst in den großen Städten London, Edinburg und Dublin — ich habe reichliche Erfahrungen darüber — sobald man sich von den großen Hauptstraßen entfernt, einer Unsauberkeit begegnet, wie sie in Deutschland nirgends besteht. In Irland konnte man in den Jahren, in denen ich es bereiste, Zustände finden, die man nicht für möglich halten sollte; die vielgerühmte englische Reinlichkeit bestand wenigstens in der Zeit, als ich Großbritannien wiederholt besuchte, nur bei den Familien der wohlhabenderen und gebildeteren Klassen, während man in Deutschland auch bei den unbemittelten und einfacher gebildeten Leuten fast durchweg einem wohltuenden Sinn für Sauberkeit und häuslichen Schmuck, soweit es die Mittel erlauben, begegnet.

Mit der Einrichtung der Ausgaberräume in unseren Eisenbahnzügen bin ich auch jetzt noch nicht völlig zufrieden. Abgesehen davon, daß sie während des Krieges arg verwahrlost sind, sind sie meist zu eng. Man hat Mühe, wenn man sie verlassen will, zu verhüten, daß man mit seinen Kleidungsstücken die darin befindlichen notwendigen Vorrichtungen berührt. Die Räume ließen sich leicht so weit vergrößern, daß dies vermieden werden könnte. Ich wiederhole, daß eine besondere Sorge für diesen Teil der menschlichen Lebensnotwendigkeiten zu den dringendsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege gehört; er scheint mir leider immer noch nicht genug beachtet zu werden.

Wozu ich das in meinen Lebenserinnerungen niederschreibe? Ich wünschte ein getreues Bild der Zeit, in der ich lebte, zu geben und in dessen Rahmen gehört auch, in einer Ecke wenigstens, das Besprochene.

Eine eingehendere Schilderung möchte ich dem X. großen Internationalen Medizinerkongreß widmen, der im Jahre 1890 in Berlin stattfand, da ich dabei an leitender Stelle vielfach beteiligt war. Der vorhergehende Kongreß dieser Art hatte 1887 in Washington getagt; man hatte dort für die nächste Versammlung Berlin gewählt und auf Vorschlag des damaligen Berliner Privatdozenten, späteren Ordinarius für Gynäkologie in Greifswald, A. Martin, der der Tagung in

Washington beigewohnt hatte, Rudolf Virchow, v. Bergmann und mich als diejenigen bezeichnet, welche die Vorarbeiten für den Berliner Kongreß 1890 in die Hand nehmen möchten. Wir nahmen den Auftrag an. Virchow hatte den guten Gedanken, uns dies Mandat durch die 1888 in Heidelberg tagende Deutsche Ärzte- und Naturforscherversammlung bestätigen zu lassen. Wir sendeten eine Einladung zur Beschickung der genannten Versammlung durch Delegierte, die die Wahl der Kongreßleiter für Berlin vornehmen sollten, an die ärztlichen Vereine, größeren Krankenhäuser, militärärztlichen Stellen und medizinischen Fakultäten Deutschlands. In Heidelberg fand dann 1888 auch die Wahl statt. Wir drei in Washington Vorgeschlagenen wurden bestätigt und außerdem der innere Kliniker Berlins, v. Leyden, hinzugewählt. Da schon drei Universitätsprofessoren den leitenden Ausschuß bildeten, so schien mir die Wahl eines vierten nicht als eine richtige. v. Leyden erhielt auch nur eine Stimme Mehrheit über seinen Gegenkandidaten, den Praktiker Dr. Graf, Vorsitzenden des Deutschen Ärztevereins-Bundes, dessen Wahl vorzuziehen gewesen wäre. Die praktischen Ärzte, die nun keine Vertretung im Vorstande hatten, waren größtenteils mit dem Ausfall der Wahl, obwohl v. Leyden in ihren Kreisen das höchste Ansehen genoß, nicht zufrieden und das, wie ich sagen muß, mit Recht.

Im November 1888 begannen wir im Vorstande regelmäßig zu arbeiten. Die Kollegen Dr. Max Bartels, Dr. Pistor und Dr. A. Martin, die wir als außerordentliche Mitglieder uns angegliedert hatten, halfen uns getreulich, ebenso Kollege Dr. Lassar, der das Amt eines Generalsekretärs übernommen hatte. Virchow war unser erklärtes Haupt, er entfaltete, trotz seiner zum biblischen Alter neigenden Jahre, eine seltene Frische und Rüstigkeit; alles ging durch seine Hand, er dachte an alles, sorgte für alles und war stets zur Stelle. Unsere Sitzungen fanden in den Büroräumen des Generalsekretärs statt, meist Freitags am Abend von 8—11 Uhr, in der letzten Zeit zogen sie sich öfters bis 12 Uhr, ja bis 1 Uhr hin. Kollege Bartels waltete seines Amtes als Schatzmeister des Kongresses in musterhafter Weise. Für gewisse technische Fragen, betreffend die Versammlungsräume, die Bereitstellung von Erfrischungen bei den Sitzungen, das Festmahl und ein geplantes Gartenfest hat uns der sehr tüchtige und gewandte Wirt der Ausstellungshalle am Lehrter

Bahnhof, Herr Zweig, die besten Dienste geleistet. Schwierig war die Beschaffung von geeigneten Räumlichkeiten für die Sitzungen des großen Kongresses. Wenn man die bei ihm eingerichteten verschiedenen Sektionen hätte getrennt tagen lassen wollen, so wären mit Leichtigkeit hinreichend gute Räume zu beschaffen gewesen; aber es schien doch besonders wünschenswert, daß alle Sitzungen in möglichst nahe zusammengelegenen Räumen stattfänden und daß man auch Erfrischungsräume in der Nähe zu Gebote hätte. Da einigten wir uns denn auf meinen und Lassars Vorschlag auf die ebengenannte Gemälde-Ausstellungshalle am Lehrter Bahnhof, mit der Restaurationsräume und eine große parkartige Anlage verbunden waren. In den zahlreichen getrennten Räumen der Halle sollte zwar zur Zeit des Kongresses die große Berliner Kunstausstellung stattfinden, aber die Bedenken, daß wir dann mit den Gemälden dort zusammen tagten, wurden durch meinen, vom damaligen Kultusminister v. Goßler unterstützten Vorschlag, uns für die Zeit vom 4. bis 10. August von früh 8 Uhr bis abends 6 Uhr die Räume zu überlassen, während von da ab in den Abendstunden das Publikum wieder Eintritt haben sollte, überwunden. v. Goßler übernahm es, den Präsidenten der Akademie der Künste, Herrn Becker, für die Sache zu gewinnen, während er Virchow und mir die Verhandlungen mit dem Maler Anton v. Werner, dem Vorsitzenden der Ausstellungskommission, übertrug. Anton v. Werner war mir, da ich mit ihm 3 Jahre in demselben Hause gewohnt hatte, persönlich gut bekannt geworden; er kam meinen Wünschen in zuvorkommendster Weise entgegen. Die Ausstellungskommission gab nun ihre Zustimmung und es verlief alles gut. Nur einen Übelstand mußten wir in den Kauf nehmen: die Störung durch die Züge der Stadtbahn, die in rascher Folge in der Nähe des Ausstellungsparkes verkehrten und von Manchem unangenehm empfunden wurden; aber die Vorteile, welche andererseits durch die Verlegung aller Sektionen auf einen großen, bequem zu erreichenden Platz geboten wurden, überwogen doch, meines Erachtens, bei weitem die erwähnte Unzuträglichkeit.

Für alle erforderlichen Einrichtungen hatten wir den Regierungsbaumeister Jaffé gewonnen, dessen in angenehmster Art geübte unermüdliche Tätigkeit und Umsicht ich sehr schätzen lernte. — Auf meinen Vorschlag wurden schließlich noch die Herren v. Coler, Generalstabsarzt der Armee, Dr. Graf, Vorsitzender des Deutschen

Ärztevereins-Bundes und Professor Adolf v. Bardeleben, zeitiger Dekan der Berliner medizinischen Fakultät, in unseren leitenden Ausschuß aufgenommen, was allgemein mit Befriedigung begrüßt wurde.

Wissenschaftlich bot die Versammlung viel des Besten und Anregenden; indem ich mich auf mein Fach beschränke, erwähne ich nur den ausgezeichneten Vortrag Sir William Turners über die vergleichende Anatomie des Gehirns.

Virchow regte an, daß wir, die leitenden Mitglieder des Ausschusses, den beteiligten Mitgliedern der deutschen Behörden, den Delegierten der fremden Staaten und den Herren, welche die allgemeinen Vorträge übernommen hatten, ein Ehrenmahl geben sollten; wir stimmten gern zu und ich übernahm die Sorge für diese Veranstaltung, die im Kaiserhof zu Berlin stattfand und gut verlief. Das Mahl fand gleich zu Anfang des Kongresses statt und sollte wesentlich dazu dienen, die genannten Persönlichkeiten mit dem Organisationsausschusse der Versammlung bekannt zu machen. Virchow hatte den Herzog Karl Theodor in Bayern und den amerikanischen Botschafter, Herrn Phelps, zu Tischnachbarn, v. Bergmann die Minister v. Bötticher und v. Goßler, neben Herrn v. Bötticher hatte der französische Botschafter Herbette seinen Platz, meine Nachbarn waren der Anatom v. Kölliker und der Pariser Physiologe Richet, von dem noch die Rede sein wird. Unsere Mitglieder v. Bergmann und v. Leyden brachten Trinksprüche in deutscher Sprache aus, Virchow in französischer, ich in englischer. Mir scheint es nicht ohne ein gewisses Interesse zu sein, diese Dinge hier zu erzählen: sie geben ein Bild des internationalen Verkehrs, wie er vor 30 Jahren war; wann werden wir ihn wieder haben? So schwer es uns werden mag, mit unseren gegenwärtigen Feinden die Beziehungen, wie sie damals bestanden, wieder aufzunehmen, diese Schwierigkeiten müssen überwunden werden. Die wissenschaftliche Isolierung geht nicht an, das werden unsere jetzigen Gegner ebenso empfinden wie wir.

Eine Hauptarbeit, die mir der Kongreß brachte, war die Übernahme eines großen Teiles der Druckkorrekturen. Wir hatten zwar Übersetzer für Deutsch-Französisch und Deutsch-Englisch gewonnen, aber diese erwiesen sich bezüglich der medizinischen Ausdrücke als ihrer Aufgabe nicht gewachsen und es kamen die merkwürdigsten,

oft sehr komisch wirkenden Dinge heraus; ich hatte viele Mühe, sie zurechtzurücken, wage aber nicht zu behaupten, daß es mir überall gelungen sei.

Bedauerlich war der nervöse Zusammenbruch unseres bisher so tätigen Generalsekretärs Lassar. In der Schlußsitzung am 9. August erbat er sich das Wort und erklärte zum allgemeinen Erstaunen, daß der Kultusminister die Verlängerung der mit dem Kongresse verbundenen Ausstellung bis zum 31. August genehmigt habe und daß in Berlin ein Internationales Trachten-Museum begründet werden solle. Uns, im Organisationsausschusse, war von beiden Sachen nichts bekannt. Wir hielten gleich nach Schluß der Versammlung eine Sitzung ab, zu der jedoch Lassar, obwohl er besonders eingeladen war, nicht erschien. Am Abend desselben Tages reiste er, vieles ungeordnet zurücklassend, nach Amerika ab, von wo er erst nach längerer Zeit, glücklicherweise vollkommen hergestellt, zurückkehrte. Es gelang, mit Hilfe Dr. Posners, damaligen Assistenten Lassars, und des Geheimen Rechnungsrates Kleinschmidt die Ordnung der Dinge herzustellen, wobei auch Virchow und v. Bergmann manche Sorge zufiel, denn v. Leyden war alsbald nach Schluß des Kongresses nach der Schweiz abgereist und ich mußte am Tage nach Schluß mich zur Anthropologen-Versammlung nach Münster begeben, wo ich im Vorstande tätig zu sein und einen Vortrag zu halten hatte. Ich erwähne hier gern, daß der jetzige Geheime Medizinalrat Professor Dr. Posner in Angelegenheiten internationaler und anderer ärztlicher Kongresse und Veranstaltungen sich bald als einer unserer besten Organisatoren erwies, wie auch im Auslande anerkannt wurde. So unter anderem beim Internationalen medizinischen Kongresse in Rom, bei dem ich gleichfalls zugegen war. Als der Kongreß begann, zeigte es sich, daß das italienische Geschäftsbüro nicht genügend vorbereitet war; man wendete sich an Professor Posner, der die dortigen deutschen geschäftlichen Kongreßangelegenheiten besorgte, und binnen kurzem war auch der geschäftliche Apparat des Gesamtkongresses in Ordnung gebracht.

Das Jahr 1890 war für mich in bezug auf Vereinstätigkeiten und Reisen eines der ereignisreichsten. Ende des März und Anfang April reiste ich mit meiner älteren Tochter Hedwig und meiner Nichte Gertrud Dillenburger nach Paris und von da über Dijon und Pontarlier nach Genf zum Besuch meiner jüngeren Tochter Ilse, die sich

dort in Pension befand. Ich wollte den beiden jungen Mädchen die Sehenswürdigkeiten von Paris und seiner Umgebung, insbesondere auch von Versailles, zeigen. Auch wohnten wir mehreren Vorstellungen in der Großen Oper und in der Comédie française bei. Die Reise war vom besten Wetter begünstigt und verlief in allen ihren Teilen höchst erfreulich. Es sei in Hinsicht auf den Stand unserer Valuta von heute und vor 30 Jahren eines Zwischenfalles erwähnt. Ich hatte verabsäumt, mir in Paris hinreichend französisches Geld einzuwechseln; in Dijon fuhren wir spät am Abend ab und als ich kurz vorher im Gasthofs meine Rechnung begleichen wollte, mußte ich einen preußischen Hundertmarkschein zur Zahlung vorlegen. Dem Kellner war ein solcher Schein unbekannt, die Banken bereits geschlossen. Was tun? Da meinte der Kellner, in der Nähe des Gasthofes wohne ein Uhrmacher, der sei in Deutschland gewesen, der werde den Schein wohl kennen. Dem Manne wurde der Schein vorgelegt und er erklärte zu meiner nicht geringen Befriedigung, solche Scheine seien die sichersten der Welt, sie seien so gut wie Gold. Das half.

Im August folgte dann der Internationale Medizinerkongreß in Berlin und unmittelbar anschließend die Jahresversammlung der deutschen Anthropologen in Münster, von welchen beiden Veranstaltungen ich bereits berichtete. Von Münster nach Berlin zurückgekehrt, nahm ich noch an einer nachträglichen Geschäftssitzung des Medizinerkongresses teil und trat dann am 18. August mit meiner Frau und meinen beiden Töchtern eine längere Reise durch Österreich-Ungarn, Italien, Tunis und Frankreich an, von der wir erst am 28. Oktober nach Berlin zurückkehrten. Ich werde hiervon noch mehreres berichten.

Der letzte Internationale Medizinerkongreß, dem ich, gleichfalls als Delegierter der deutschen Reichsregierung, beiwohnte, fand 1913 in London statt. Inzwischen war ein Internationales Komitee für medizinische Fortbildung begründet worden, zu dessen Vorsitzenden man mich gewählt hatte; wir hatten in London mehrere Sitzungen abzuhalten. Auch nahm ich regelmäßig an den Sitzungen der Anatomischen Sektion teil. Ferner wurde ich zum Vorsitzenden des Permanenten Komitees für die Internationalen medizinischen Kongresse ernannt und hatte als solcher in der Albert Hall eine Ansprache zu halten, die ich französisch eröffnete, englisch fortsetzte und deutsch schloß. Von Sir Thomas Barlow, innerem Kliniker in London, dem Vorsitzenden

des Londoner Kongreßkomitees, wurde ich sehr freundlich empfangen. Wir hatten eine längere Unterredung über Friedrich den Großen und als ich dabei erwähnte, daß ich mich mit den Bildnissen dieses Fürsten beschäftigt habe, verabredete Sir Thomas mit mir eine Besichtigung eines Bildes Friedrichs des Großen, welches sich im Londoner Athenäum-Klub befindet. Er holte mich mit seinem Wagen vom Hotel ab und wir besichtigten zusammen sehr eingehend das Porträt, welches mir als das beste Bild des Königs erschien von allen, die ich gesehen hatte. Später war ich noch zum Dinner bei Barlow geladen und hatte dort meinen Platz zwischen dem damaligen Staatssekretär des Innern Sir McKenna und dem Dean of St. Pauls, einem der höchsten Würdenträger der Englischen Kirche. Nach dem Essen fuhr ich zum Empfang beim deutschen Botschafter, Fürsten Lichnowsky. Ich komme auf unseren damaligen Vertreter in London gelegentlich der Darstellung meiner Erlebnisse im Preußischen Herrenhause zurück. Außer Sir Barlow nahm sich Professor Lauder Brunton meiner besonders freundlich an. Ich war bei ihm einmal zu einer größeren Festlichkeit im British Empire Club geladen, wo ich meinen Tischplatz zwischen Lady Barlow und Frau Professor Ehrlich, Gattin meines ehemaligen Schülers, späteren Kollegen in Frankfurt am Main, hatte. Das zweite Mal nahm ich Teil an einer kleineren Gesellschaft in seinem Hause, wo ich die Ehre und die Freude hatte, seine liebenswürdige Tochter Mrs. Henry zu Tisch zu führen. Mrs. Henry erwies sich als eine Freundin Irlands; sie sprach sich offen gegen manches aus, was England über Irland verhängt hatte und gab mir auch ein Buch mit, in welchem die englische Politik gegen Irland in vielen Punkten verurteilt wird. Auch trug sie mir Grüße auf an unser, leider jüngst verstorbenes Mitglied in der Akademie der Wissenschaften, Professor Kuno Meyer, den ausgezeichneten Kenner Irlands und der keltischen Sprache. Ich erinnere mich mit großem Interesse an die damalige sehr angeregte Unterhaltung und es würde mich sehr interessieren zu erfahren, ob die schweren politischen Ereignisse, die zwischen 1913 und 1920 liegen, das Urteil von Mrs. Henry gewandelt haben. Ich kann nur sagen, daß ich, trotz allem dem, was dazwischen liegt, stets gern und dankbar der mir aufrichtig und herzlich erwiesenen Freundlichkeiten seitens der britischen Kollegen Sir Thomas Barlow und Sir Lauder Brunton gedenke.

Bei der Schlußsitzung des sehr zahlreich besuchten Kongresses hatte ich für Deutschland die Abschieds- und Dankesworte zu sprechen. Als nächster Versammlungsort wurde in London München gewählt und Professor Friedrich Müller, innerer Kliniker daselbst, mit der Übernahme der Organisationsarbeiten betraut. Damit war mein Mandat als Präsident des Dauerkomitees für die Internationalen medizinischen Kongresse erloschen. Als aber der Münchener Kongreß hätte stattfinden sollen, da sprachen die Kanonen, und seit diese schweigen, schließt die gegenseitige Verbitterung den Mund der Völker für friedliche Aussprache im Gebiete der Wissenschaften. Die Zeit der Internationalen Kongresse ist wohl für lange vorbei.

Als eine dritte wissenschaftliche Gesellschaft, deren Mitglied ich seit meiner Übersiedelung nach Berlin war, nenne ich die „Gesellschaft naturforschender Freunde“. In ihr werden hauptsächlich die biologischen Naturwissenschaften, insbesondere die Zoologie, gepflegt. Die Gesellschaft besaß früher ein eigenes Haus in der Französischen Straße, welches ihr vom König Friedrich Wilhelm II. geschenkt worden war. Auf Anregung insbesondere des Zoologen Möbius verkaufte sie das sehr wertvolle Grundstück, um durch die Zinserträge des Erlöses in den Stand gesetzt zu werden, das von ihr herausgegebene „Archiv für Biontologie“ besser als bisher auszustatten. Da für die anderweitige Unterkunft der Gesellschaft gut gesorgt werden konnte, ging man auf den Verkauf ein, der dem genannten wissenschaftlichen Organ auch vollkommen zugute gekommen ist.

Außer in der Anthropologischen und Anatomischen Gesellschaft war ich am meisten tätig in der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, deren Vorsitz ich noch heute führe. Diese Gesellschaft besteht seit 1810. Bei ihrer Gründung beteiligten sich u. a. der Chemiker Klapproth, der ihr erster Präsident wurde und der Anatom Rudolphi, ihr zweiter Sekretär. Als Präsidenten gehörten ihr später an: Heim 1817—1834, Link 1834—1851, Ehrenberg 1851—1875, Wolff 1875—1878, Reichert 1879—1883, Robert Hartmann 1884—1893. Als Nachfolger Hartmanns wurde ich gewählt, der vierte Anatom, der dieser Gesellschaft vorsteht und unter den bisherigen Präsidenten derjenige, der am längsten seines Amtes gewaltet hat, 27 Jahre, demnächst Ehrenberg, den ich auch zu den Anatomen

rechnen darf, 24 Jahre. Früher entsprach die Gesellschaft durchaus ihrem Namen, da fast ebensoviele Naturforscher wie Ärzte unter ihren Mitgliedern waren. Später wurden nun besondere Gesellschaften für die einzelnen naturwissenschaftlichen Fächer gegründet, so daß die dafür interessierten Personen sich diesen Gesellschaften zuwendeten; zur Zeit ist die Gesellschaft eine gänzlich medizinische geworden, ob- schon auch jetzt noch naturwissenschaftliche Vorträge nicht völlig fehlen. Die Sitzungen finden monatlich einmal und zwar am ersten Dienstag im Monate statt. Jedes Mitglied ist verpflichtet, einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten, wenn die Reihe es trifft; daran knüpft sich eine Besprechung; ein einfaches Mahl beschließt den Abend. Die Zahl der Mitglieder geht selten über 80 hinaus; so daß sich im Laufe der Jahre die Einzelnen gut kennen lernen. Der Verkehr in dieser Gesellschaft bildet eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Der in ihr herrschende Geist wird am besten gekennzeichnet durch die Worte Rudolphis, die er am zweiten Stiftungsfeste, 1811, sprach und die bei jedem Stiftungsfeste durch den Präsidenten verlesen werden; sie lauten: „Die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde feiert heute ihr Stiftungsfest. In Liebe und Einigkeit sind ihre Mitglieder in jeder Sitzung zusammengekommen und mit einem freundlichen Händedruck jedesmal auseinander gegangen. Ihr Zweck war nicht bloß, durch wechselseitige Belehrung den Kreis ihres Wissens zu erweitern. Was kann dem praktischen Arzte, was kann dem Lehrer willkommener sein, als nach einem treu durchgearbeiteten Tage mit gebildeten Männern desselben Faches zusammenzutreten. Hier empfängt er Belohnung für seine Mühe und Aufmunterung zur Arbeit des nächsten Tages. Der Mensch darf in dem Gelehrten nie untergehen. Er muß rein menschlich mit seinen Mitbrüdern zusammenkommen, um sich näher an sie anzuschließen. Wer das Buch eines Mannes gelesen, wer eine Vorlesung von ihm gehört, eine Operation oder eine Kur von ihm in Erfahrung gebracht hat, der weiß sehr wenig von ihm. Wer nach einem arbeitsvollen Tage denselben Mann am Abend sein Herz der Freude öffnen sieht, ihn unter Freunden im traulichen Kreise ohne Amtsmiene wiedersieht, der nur mag ihn menschlich beurteilen. Dessen haben wir Alle Not.“

„Jenen doppelten Zweck haben wir vor Augen gehabt. Wir haben unser Wissen bereichert, wir haben uns vor Einseitigkeit, Pedanterei

und Kälte zu bewahren gesucht. Jeder ist dem Anderen mit Liebe entgegengetreten. Unsere gelehrten Ansichten und Meinungen müssen häufig verschieden sein, oder wir wären nicht wert, einen solchen Verein zu bilden; aber diese Verschiedenheit muß, statt zu trennen, näher anziehend wirken.“

„Wir gehen neuen Arbeiten entgegen. Mögen sie für die Wissenschaft ersprießlich sein! Mögen die Mitglieder der Gesellschaft noch viele Jahre in Freude und Friede zusammen bleiben!“

Goldene Worte! Wenn die Gesellschaft an diesen Grundsätzen festhält, wird der Wunsch Rudolphis sich fernerhin dauernd erfüllen.

Halb wissenschaftlich, halb gesellig wie die eben besprochene, ist die Berliner Mittwochs-Gesellschaft, der ich seit 1884 anhöre. Der Psychiater Westphal führte mich dort ein. Die Gesellschaft wurde gegründet vom Minister v. Bethmann-Hollweg, dem Vater des Reichskanzlers. So lange wir in Frieden lebten, bis zum Winter 1914/15, kamen die Mitglieder regelmäßig alle 14 Tage an einem Mittwoch Abend abwechselnd in ihren Wohnungen zusammen, gewöhnlich um 8 Uhr abends. Es wurde zunächst von einem der Mittwochsfreunde, wie wir uns zu nennen pflegten, ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten; daran schloß sich ein Mahl im häuslichen Stil, bei dem aber am Schlusse die Torte nicht fehlen durfte. Bei einem Glase Wein und guter Zigarre blieb man dann noch in anregender zwangloser Unterhaltung bis gegen 11 Uhr zusammen. Eines der Mitglieder, das älteste der Zugehörigkeit nach, führte den Namen „Kanzler“ und ordnete alle geschäftlichen Angelegenheiten, so die Reihenfolge der zur Bewirtung Verpflichteten und der Vortragenden, die zu Anfang des November schon für den ganzen Winter festgesetzt wurde; die letzte Versammlung fiel gewöhnlich in den Anfang des Mai. Bis zum nächsten November fanden dann meist keine Versammlungen statt, außer einem Landausfluge in die Umgebung Berlins, an welchem auch die weiblichen Angehörigen der Gesellschaft teilnahmen. Als ich eintrat, war der Historiker Duncker Kanzler. Ihm folgte der Astronom Wilhelm Förster. Von Mitgliedern nenne ich die Theologen von der Goltz und Kleinert, den Philologen Hermann Diels, die Historiker Waitz, Weizsäcker und Meinecke, die Romanisten Tobler und Morf, den Architekten Fr. Adler, die Juristen Beseler und Seckel, den Kunsthistoriker Weisbach, den

Zoologen Möbius, die Generale Perthes und Rothe, den Direktor der Deutschen Bank v. Gwinner, den Geographen Penck, den Physiker Kurlbaum, den Botaniker Correns und den Verlagsbuchhändler Dr. Vollert. Ich führe diese Namen an, um zu zeigen, daß für möglichste Vielseitigkeit in der Vertretung der einzelnen Gebiete Sorge getragen wurde.

Der jedesmalige Vortragende ist verpflichtet, den Inhalt seines Vortrages in einer genügend ausführlichen, auch für etwaigen Druck geeigneten Form niederzuschreiben; diese Niederschrift wird dann zu Anfang der folgenden Sitzung verlesen. So ist das ganze Vortragsmaterial seit Gründung der Gesellschaft in den Protokollbüchern aufbewahrt und bildet einen wertvollen Archivbestand.

Der Weltkrieg hat auch bei dieser friedfertigen Vereinigung störend eingegriffen, zwar nicht in ihre wissenschaftlich belehrende Tätigkeit, wohl aber empfindlich in ihre Geselligkeit. Bei der steigenden Teuerung der Lebensmittel und des Weines war es den meisten Mitgliedern, ungeachtet der einfachen Form des Abendessens und der bescheidenen Ansprüche, die an des Weingottes Gabe gemacht wurden, nicht möglich, die Bewirtung im Hause zu übernehmen. So kamen wir denn eine Zeitlang in einer der kleineren Wirtschaften Berlins zusammen und begnügten uns mit einem Glase Bier, an das man aber in der Kriegszeit auch nur sehr geringe Ansprüche stellen durfte. Wir empfanden alle schmerzlich den großen Unterschied in der Behaglichkeit und Annehmlichkeit der Zusammenkunft in unseren Wohnungen unter der Sorge der Hausleitung einerseits und der unpersönlichen Kellnerwirtschaft in der Gaststube. Hoffentlich wird die Berliner Mittwochs-Gesellschaft, der ich einen dauernden blühenden Bestand wünsche, nicht wieder in eine solche Lage versetzt werden!

Auch nach einem Wochentage, als „Montags-Klub“, benennt sich eine zweite gesellige Vereinigung, deren Mitglied ich seit dem Jahre 1902 bin. Sie besteht seit 1749, also bereits 170 Jahre unverändert fort und ist rein dem geselligen Verkehr gewidmet. Ihre Leute sucht sie hauptsächlich in Regierungskreisen. Aktive und inaktive Staatsminister, sowie höhere Ministerialbeamte bilden den Grundstock, an den sich Angehörige aus den Kreisen der Kunst und Wissenschaft, Seelsorge, des Militärs u. a. anschließen. Man kommt von Oktober bis Anfang Juli jeden Montag von 9—11 Uhr zusammen; früher, seit

vielen Jahren, in dem wohlbekannten „Englischen Hause“ in der Mohrenstraße, seit dessen Eingehen im Gasthof zum „Prinzen Albrecht“. Punkt 9 Uhr beginnt das einfache Mahl, an welches eine meist sehr anregende Aussprache anschließt; Punkt 11 Uhr ist Schluß. Zum Beginn und Schluß der Versammlung gibt dasjenige Mitglied, welches die längste Zeit dem Klub angehört, der Senior, das Zeichen. Außer dem Senior sind bei der Verwaltung tätig dessen Stellvertreter, der Subsenior, der Schriftführer und der Kassenverwalter. Man zahlt an diesen vierteljährlich einen bestimmten Betrag, dafür wird das jedesmalige Abendessen frei gewährt; nur das dazu bestellte Getränk — das übliche ist eine halbe Flasche Wein — ist besonders zu bezahlen; doch besteht kein Weinzwang, man kann auch ohne jedes Getränk am Mahle teilnehmen. Als ich eintrat, betrug der vierteljährliche Beitrag 18 Mark. Dafür wurden außer der Suppe zwei Gänge geliefert. Während der Kriegszeit mußte für ein viel bescheideneres Essen der Betrag auf 30 Mark erhöht werden.

Am ersten Montage im neu angefangenen Vierteljahre gestaltete sich als sogenanntes „Quartal“ der Abend festlicher. Es wurde besser gegessen und als Getränk eine Weinbowle gereicht, bei der auch der Sekt nicht fehlte; auch blieb man länger beisammen. Den Mitgliedern kostete der Quartalsabend nichts; auch die Bowle war frei. Daß dies in der Friedenszeit für den Vierteljahrespreis von 18 Mark möglich war, erklärt sich daraus, daß jeden Montag Abend, mochten auch nur sehr wenige Teilnehmer erschienen sein, dem Wirt für jedes der Gesellschaft angehörige Mitglied die auf dasselbe fallende Quote gezahlt wurde. So sammelte sich ein Überschuß, aus dem die Quartalskosten gedeckt werden konnten. Merkwürdigerweise, am Quartalsmontag waren die Mitglieder fast sämtlich da; ich gestehe, daß ich bei einem Quartalsabend selten gefehlt habe. — Während der letzten Kriegsjahre gestaltete sich dieser Tag viel einfacher und die Bowle fiel fort.

Bei der Wahl neuer Mitglieder wurde darauf gesehen, daß möglichst viele Lebensberufe vertreten waren; man wünschte in der Unterhaltung auch Belehrung zu finden. Die gegenseitige Aussprache — und das gab den Versammlungen ihren besonderen Reiz und Wert —, war eine freie, auf das gegenseitige volle Vertrauen gegründet. Die Gesellschaft hat sich seit 1749 auf voller Höhe erhalten; die Mitglieder

sind in dem Archiv der Gesellschaft durch biographische Angaben und Bildnisse vertreten; Namen besten Klanges finden sich reichlich. Als ihr Begründer wird der Theologe Johann Georg Schulthess, später Pfarrer zu Münchaldorf bei Zürich, genannt, der u. a. den Professor der Philosophie bei der Académie militaire und Mitglied der Akademie der Wissenschaften Johann Georg Sulzer, den Polizeiregistrator und Ratmann Lukas Friedrich Langemak, den Porträtmaler Wilhelm Hempel, den Konrektor am Cöllnischen Gymnasium, späteren Oberdomprediger in Magdeburg, Johann Georg Sucro, den Professor am Kadettenkorps und Oberdirektor des Nationaltheaters Karl Wilhelm Ramler und den Hofrat Johann Wilhelm Bergius als Mitbegründer gewann. Unter den späteren Mitgliedern findet man Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Friedrich Nicolai, den Mathematiker Johann Bernoulli, den Staatsminister v. Wöllner, die Botaniker Gleditsch, Willdenow, Link und Alexander Braun, den Grafen v. Carmer, den Anatomen Rudolphi, den Zoologen Lichtenstein, den Geologen Leopold v. Buch, den Architekten Schadow, den Staatsminister Eichhorn, den Astronomen Encke, den Generaldirektor der Museen v. Olfers, die Physiker Magnus und Dove, den Philologen Lachmann, den Juristen Homeyer, den Oberbibliothekar Pertz, den Theologen Twesten, den Baurat Stüler, den Legationsrat Abeken, den Unterstaatssekretär Lehnert, die Juristen Rudorff und Heffter, den Geheimen Regierungsrat im Kultusministerium Justus Olshausen, den Theologen Dorner, den Bankpräsidenten v. Dechend, den Chemiker Aug. Wilh. Hofmann, den Professor der Landwirtschaft Dr. Thaer, den Professor Fr. Reuleaux, den Physiker v. Helmholtz, den Bildhauer Drake, den Generalpostmeister v. Stephan, den Polizeipräsidenten v. Madai, den Baurat Adler und den Reichskanzler Grafen v. Caprivi. Noch mancher Name gleichen Klanges ließe sich den etwa 300 Mitgliedern, die seit der Gründung verzeichnet sind, hinzufügen.

Eine weitere Vereinigung zur Pflege der Geselligkeit war eine ausschließlich ärztliche, zur Erinnerung an den seiner Zeit berühmten und originellen Arzt Dr. Heim — öfters als der „alte Heim“ bezeichnet — vor vielen Jahren ins Leben gerufen. Ihre aus den angesehensten Kreisen der Berliner Ärzteschaft in beschränkter Zahl

gewählten Mitglieder wurden jeden 22. Monatsdatum zur Erinnerung an das Geburtsdatum ihres Namengebers von dem jeweiligen Vorsitzter zur Versammlung eingeladen. Punkt 7 Uhr mußte man sich einfinden. Wer zugesagt hatte und ohne Entschuldigung fortblieb, hatte den auf ihn fallenden Betrag des Abends zu zahlen. Wer zu spät kam, das heißt nach dem Augenblicke, in welchem der Vorsitzter seinen ersten Löffel Suppe genommen hatte, zahlte eine Mark Strafgeld. Auch hier war das Mahl einfach, außer der Suppe die üblichen zwei Gänge; der Tischwein wurde von allen Anwesenden zu gleichen Teilen bezahlt; jeder hatte zu sehen, wie er auf seine Kosten kam. Auch in diesem gut gewählten und gut gehaltenen Kreise, den der Weltkrieg nicht gesprengt hat, habe ich manche angenehme Stunde verlebt.

Zur Charakteristik des alten Heim seien zwei Anekdoten mitgeteilt, die man in Berlin von ihm erzählte. So habe er einen Teil seiner Praxis in den entlegeneren Teilen Berlins häufig zu Pferde abgemacht; damals gab es in diesen Teilen noch viele niedrige nur aus einem Erdgeschoß bestehende Häuser. Wenn Heim vorbeiritt, riefen ihm die seine Hilfe in Anspruch Nehmenden von den Fenstern aus zu, er ritt heran und konsultierte die Leute vom Pferde aus, fühlte den Puls, ließ sich die Zunge zeigen und gab dann seine Verordnungen, wenn dies in dieser einfachen Weise geschehen konnte. Ein anderes Stück wird von ihm mit folgendem berichtet: Eines Tages war der bekannte Chirurg Rust bei ihm zum Besuche, als ein Bauersmann gemeldet wird, den Heim schon seit einiger Zeit ohne Erfolg mit der Diagnose „Schulterrheumatismus“ behandelt hatte. Heim läßt den Mann eintreten, dieser klagt, daß die letzte Einreibung nichts geholfen habe, die Schmerzen hätten sich nur vermehrt. Da sagt Heim zu Rust: „Sieh' dir doch mal den Patienten an.“ Rust tritt heran, hilft dem Manne den Rock ablegen, untersucht, sagt: „Dem kann geholfen werden“ und mit einem Ruck war der verrenkte Oberarm wieder an seinem Platze; der Mann trollt vergnügt ab. Da sagt Heim: „Warum kommt der Esel denn auch zu mir?!“ —

Auch einem studentischen Vereine, dem Akademischen Verein für Medizin und Naturwissenschaften in Berlin, bin ich durch die Wahl zum Ehrenmitgliede beigetreten. Es hat mir Freude gemacht, noch als 82jähriger in der Verbindung einen Vortrag halten und nachher dem Kommers beiwohnen zu können. Die deutschen

studentischen Formen und Gepflogenheiten gehören in ihrer Eigenart, so ganz aus dem deutschen Wesen hervorgegangen, zum deutschen Volke; sie sind volkstümlich geworden. Die studentischen Lieder mit dem „Gaudeamus“ an der Spitze sind ein Schatz, wie kein anderes Volk ihn hat. Möchte das deutsche Studententum sich seine echte Art und seine Weisen auch unter den neuen Verhältnissen, in die wir eingetreten sind, bewahren! Es drängt mich, diesen Wunsch, dem ich bereits bei der Schilderung meiner Fahrt nach Göttingen, um in das Studentenleben einzutreten, warmen Ausdruck gab, hier zu wiederholen.

Ich bin absichtlich etwas näher auf die Darstellung des Vereinslebens in Berlin, soweit ich es kennen gelernt habe, eingegangen. Manchem mag dies nicht der Mühe wert erscheinen. Ich meine aber, daß es in diese Erinnerungen, deren Untergrund es ist, ein Bild vergangener Zeiten und Lebensverhältnisse möglichst treu zu entwerfen, hineingehört. Die besprochenen Vereine bewahren zum Teil hundertjährige Formen, die sich bewährt haben. Wir sind jetzt in eine neue Zeit, sozusagen kopfüber, eingetreten. Wir wollen hoffen, daß der Spruch vom neuen Leben, das aus den Ruinen sprosse, sich bewahrheite. Aber gerade jetzt gilt es, die Erinnerungen an das, was war, festzuhalten und auch das scheinbar Kleine und Unbedeutende sollte für die Geschichte der Kulturentwicklung eines Volkes nicht vernachlässigt werden. Das Interesse wächst mit dem Voranschritt der Zeit, wie uns die Geschichte der alten Völker lehrt. Wer kann, mag sein Scherflein dazu beitragen, daß unsere Nachfahren wissen, wie ihre Vorfahren gelebt und gedacht haben. Ich maße mir nicht an zu glauben, daß diese einfache Darstellung meiner Erlebnisse irgendeinen Wert für die Zukunft behalten werde; sie ist, wie gesagt, zunächst für meine Angehörigen bestimmt und für diejenigen meiner Freunde und Schüler, die sich meiner erinnern. Sie werden, so denke ich, vielleicht gern einmal nachlesen, wie es einstmals war.

Allen den auswärtigen Vereinen, Akademien und gelehrten Gesellschaften, die mir die Ehre erwiesen haben, mich zu ihrem Mitgliede zu ernennen, sage ich an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank! Daß ich derjenigen Gesellschaften dabei besonders gedenke, die an den Orten, wo ich meine erste Bildung erhielt und als akademischer Lehrer tätig war, Göttingen, Greifswald, Königsberg in Pr., Berlin und

Straßburg im Elsaß, ihren Sitz haben und hatten, brauche ich nicht noch eigens hervorzuheben. Doch nenne ich besonders noch den pfälzischen Verein „Pollichia“ mit dem Sitze in Dürkheim an der Hardt, der einer der ersten auswärtigen war, die mich unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen haben. „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts“ — bei Deutschland —!

Kurz sei meiner Tätigkeit in gemeinnützlichen Vereinen und in außeramtlicher Beschäftigung gedacht. Viele Jahre, bis zur Auflösung des Vereins im Jahre 1919, war ich Mitglied und zugleich Vorsitzender des Vereins für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern; ich habe auch in diesem Vereine eine Reihe von Vorträgen aus dem Gebiete der Biologie, insbesondere der Anatomie, gehalten, die stets von weit über hundert Zuhörern besucht waren. Dieser Verein, dem Berliner Hochschullehrer aus allen Wissensgebieten angehörten, hat eine rege Tätigkeit entfaltet. Die Vorträge, die in einem Winter- und Sommerkursus gehalten wurden, waren stets gut besucht; die einzelnen Vortragenden wechselten in den verschiedenen Stadtteilen; auch die Vororte Berlins wurden einbezogen. Im Jahre 1919 nahmen die Berliner Hochschulen auf Anregung des in Rede stehenden Vereins selbst und unter Mitwirkung des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Sache in die Hand und der bisherige Verein ging in der neuen Organisation auf. Bis dahin war er der „Zentralstelle für Volkswohlfahrt“ eingegliedert gewesen.

Ein weiterer Verein mit verwandten Bestrebungen, dem ich angehörte und in dessen Vorstände ich tätig war, ist der Verein für Volkshygiene. Ferner gehörte ich zu den beratenden Mitgliedern der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft, von der bereits die Rede war. Nach v. Bergmanns Tode übernahm ich das Präsidium der Zentralstelle für die ärztliche Fortbildung in Preußen, die mit dem Kaiserin-Friedrich-Hause in Berlin verbunden ist. Auch gehörte ich seit ihrer Gründung der Litterarischen Sachverständigen-Kammer an. Diese amtliche Stelle ist dazu berufen, sich gutachtlich zu Rechtsfragen in wissenschaftlichen und künstlerischen Publikationen, insbesondere über Nachdruck, auf Erfordern der Gerichte zu äußern. Es sind mir dabei manche sehr schwierig zu entscheidende und interessante Fälle bekannt geworden. Schließlich erwähne ich gern meine

Mitgliedschaft in dem von H. Riegel gegründeten Deutschen Sprachverein. Dieser Verein ist namentlich in letzter Zeit vielfach angegriffen worden, als leiste er einem übertriebenen Purismus Vorschub. Im Großen und Ganzen kann man jedoch sagen, daß seine Wirksamkeit eine sehr beachtenswerte und segensreiche ist. Manche Verdeutschung eines seit langem eingebürgerten Fremdwortes erscheint zunächst unbequem und, ich will sagen, fremdartiger als das bisherige Fremdwort — als Beispiele nenne ich „Fahrschein“ oder „Fahrkarte“ für „Billet“, „Bahnsteig“ für „Perron“. Heute gebraucht fast Niemand mehr diese Fremdworte. Ich könnte leicht noch viele Beispiele dieser Art anführen. Es ist hauptsächlich dem Deutschen Sprachverein zu verdanken, wenn hier Wandel geschafft ist. Aber es gibt immer noch viel zu tun. Warum noch immer „Hôtel“, wo wir das viel schöner klingende deutsche Wort „Gasthof“ haben? Warum „Restaurant“, „Restauration“ statt „Wirtschaft“, „Weinwirtschaft“, „Bierwirtschaft“, „Speisehaus“? Warum „Chauffeur“, „Garage“, „Automobil“ statt „Führer“, „Kraftwagenschuppen“, „Kraftwagen“? Ich hoffe in diesen meinen Lebenserinnerungen gezeigt zu haben, daß man der Fremdworte recht gut entbehren kann. Gern gebe ich zu, daß es noch eine Anzahl von Fällen gibt, in denen man sie beibehalten sollte. Hierher gehört u. a. das Wort „Interesse“. Es ist auch weniger abzulehnen, wenn wir fremde Worte aus dem Lateinischen oder Griechischen übernehmen, als wenn wir sie einer jetzt lebenden Fremdsprache entlehnen. Auch die Termini technici in den einzelnen Wissenschaften sollen und müssen des internationalen Verkehrs wegen bleiben. Nur sei man mit ihrer Bildung vorsichtig, denn was uns jetzt in der Bezeichnung neuer chemischer Produkte, im besonderen der vielen neuen, wie Pilze aus der Erde schießenden Arzneimittel oder Schmuckmittel geboten wird, ist vielfach geradezu fürchterlich.